

1.4. Grenzen der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit

1.4.1. Wir und die Anderen

Das Gefühl der Zugehörigkeit braucht die Vorstellung eines kollektiven Wirs, zu dem sich die Einzelperson zugehörig fühlt und von dem die Zugehörigkeit der Einzelnen anerkannt wird (vgl. Anthias 2008, 6-9; Mecheril 2003). Das Indernet versprach ein solches Wir bzw. eine Community, in die die Redakteur_innen und Nutzenden aufgenommen werden konnten. Ein Wir kann aber nur in Abgrenzung zu Anderen definiert werden, es braucht Grenzen der Zugehörigkeit¹². Eine Community ist nur dann eine Community, wenn es auch jene gibt, die nicht zu ihr gehören. Das Indernet wollte aber inklusiv sein und niemanden ausgrenzen, wie die Selbstbeschreibung bis Mitte der 2000er zeigte:

»Unsere Zielgruppe ist primär die Generation junger, in Deutschland lebender In-der. Doch prinzipiell kann bei uns jeder mitmachen, der Spaß an der Sache findet und bereit ist, sich zu engagieren. Dabei spielt es also keine Rolle, welche Herkunft, Religion oder welches Alter man besitzt.«

Die Redaktion wollte keine natio-ethno-kulturellen Ausschlüsse produzieren. Die Grenzziehung, die sie für ihre Community zog, beruhte allein auf Interesse und Engagement. Trotzdem entwickelte sich die Vorstellung der Standard-Nutzer/in, die sich in der Gestaltung des Portals und in den diskutierten Themen niederschlug. Dies führte dazu, dass sich nur jene zugehörig fühlen konnten, die sich für diese Standard-Nutzer/in und ihre Themen interessierten. Im Folgenden analysiere ich, welche natio-ethno-kulturellen Grenzziehungen sich trotz der gewünschten Offenheit entwickelten – implizit und explizit, absichtlich und unabsichtlich, bewusst und unbewusst.

1.4.2. In der natio-ethno-kulturellen Logik

Bisher habe ich argumentiert, dass das Indernet viele Jahre als Raum für natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörige gedient hat. Die (Mehrfach-)Zugehörigkeit zeigte sich in Selbstverortungen wie jener von Jay, der sich als »Deutscher mit indischem, kulturellem Erbe, also Desi« bezeichnete. Die Nutzenden und Redakteur_innen des Indernets haben so die Logik der natio-ethno-kulturellen Eindeutigkeit unterlaufen und einen Raum geschaffen, der diese Logik in Frage stellte.

Selbstverortungen, die auf Deutschland ausgerichtet waren, waren allerdings selten. Das Indernet bezog sich in Gestaltung, Selbstbeschreibung und Themenwahl vor allem auf den Zugehörigkeitskontext Indien (vgl. Goel 2008a), der deut-

12 Vgl. Barth (1996), Cohen (1985, 11-15), Hall (2004, 116-122), Anthias (2008, 8).

sche Zugehörigkeitskontext kam eher implizit vor (vgl. Goel 2008b). Auch Jay bezeichnete sich an anderer Stelle als Inder: »Man ist Inder, das ist einfach so. Man ist einfach Inder. Die Gene sind da, das kann man einfach nicht verleugnen. Die sind einfach da. Man muss sich dem Schicksal fügen.« Jay verblieb hier – wie die meisten der Interviewten – nicht nur in der Logik von natio-ethno-kulturellen Zuordnungen, sondern schrieb ihnen auch – wie viele andere – eine biologische Natürlichkeit zu.

In Anlehnung an Brubaker (2004, 87) ist zu fragen, wieso Menschen ihre sozialen Erfahrungen in natio-ethno-kulturellen Begrifflichkeiten fassen und diese in alltäglichen Praxen reproduzieren. Der Rückgriff auf natio-ethno-kulturelle Kategorien erfolgt, so argumentiert Mecheril (2004a, 190), weil es gesellschaftlich anerkannt und anschlussfähig ist, mit diesen Kategorien Menschen zu differenzieren und Handlungen zu legitimieren. Jene, die als Andere angesprochen werden, lernen laut Gajjala (2002, 189), Erzählungen über sich selbst zu produzieren, die sich an hegemoniale Erzählungen anpassen. Mit diesen können die Geanderten Anerkennung von der Dominanzgesellschaft erhalten. Wie Velho (2010, 121) ausführt, sind die Anforderungen an Geanderte dabei jedoch unmöglich zu erfüllen, da sie sich gleichzeitig an die Dominanzgesellschaft anpassen und als natio-ethno-kulturell Andere erkennbar sein sollen. Selbst-Ethnisierung bzw. -Kulturalisierung, zum Beispiel die Selbstverortung als Inder_in, sieht Velho (ebd. 121) als eine Internalisierung der Zuschreibung als Andere (vgl. Hall 1992, 256). Mecheril (2012, 193–195) beschreibt den Prozess der Selbstethnisierung als »Doing Indianness«, sieht in den Erzählungen der Inder_innen der zweiten Generation allerdings auch »Doing Germanness«. Die meisten Geanderten gehen sowohl durch Prozesse der Assimilation wie der Selbst-Ethnisierung (vgl. Jain 2012), wenn auch nicht gleichzeitig. Terkessidis (2004, 202) versteht die Annahme einer Identität als natio-ethno-kulturell Andere auch als Abwendung vom Deutsch-Sein, da dieses durch rassistische Ausgrenzung verweigert wird.

Dass das Indernet einen positiven Bezug zum Zugehörigkeitskontext Indiens schaffte (Goel 2008a) und damit auch dazu beitrug, dass Nutzende sich stärker als Inder_innen fühlten, kann so als eine Folge von rassistischer Ausgrenzung angesehen werden. Allerdings war dies nicht die Selbstwahrnehmung der Redaktion (vgl. Prolog 3) und der meisten Nutzenden. Sie wehrten sich nicht gegen Rassismus, sondern suchten nach ihrer natio-ethno-kulturellen Identität bzw. wollten diese stärken. Sie entwickelten ihre (Mehrfach-)Zugehörigkeit durch alltägliche, unbewusste Praktiken. Werbner (1997, 4–5) spricht in solchen Kontexten von organischer Hybridität, die nicht auf Veränderung ausgerichtet ist. Die Redaktion und die meisten der Nutzenden stellten die Logik der eindeutigen natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit nicht grundsätzlich in Frage, sondern versuchten, innerhalb dieser Logik einen Ort zu finden, an dem sie Anerkennung erfahren konnten. In Deutschland stand ihnen hierfür der Bezug zu einer indischen Identität zur Verfügung, die

sie auf dem Indernet positiv zu füllen versuchten (vgl. 2.4.3). Sie bedienten damit das Bild der natio-ethno-kulturell Anderen und wurden so wahrgenommen. Solche Wahrnehmungen zeigen sich in Forschungsarbeiten zum Zusammenhang von Migration und Internet, die in der Regel natio-ethno-kulturelle Identitäten als gegeben und entscheidend ansehen (z.B. Hunger und Kissau 2009). Greschke (2012, 199) sowie Hess (2010, 18, 20) kritisieren eine solche Ethnisierung der Forschungsperspektive und fordern eine transnationalere Perspektive, die auch andere Ungleichheitsfaktoren berücksichtigt.

Der Fokus auf natio-ethno-kulturelle Gemeinsamkeit wurde auch von Menschen kritisiert, die zur primären Zielgruppe des Indernets gehörten. So wehrte sich Chris dagegen, als Inder angesprochen zu werden und nutzte das Indernet nicht. Laras Kritik ging noch weiter:

»Mir ist nicht klar, warum ich mich auf eine Website begeben soll, die sich schon dem Namen nach vor allem an Menschen mit bestimmter Ethnizität wendet. Dazu muss ich sagen, dass ich der sogenannten ›second generation‹ und ihren diversen Versuchen, Netzwerke zu schaffen – und darunter habe ich für mich das Indernet frecher- und vielleicht ignoranterweise mal verbucht – generell eher misstrauisch gegenüberstehe. Oder weniger diplomatisch, dafür vielleicht noch zutreffender: ich reagiere allergisch darauf. Insofern ist mein fehlendes Interesse zu einem nicht unbeträchtlichen Anteil in einer Abneigung gegenüber der ›lasst-uns-second-generation-Netzwerke-gründen‹-Menschen, die ich kenne oder kennengelernt habe begründet, deren Haltung (oder fehlende Haltung) ich den armen Indernet-Machern einfach mal fieserweise unterstellt habe. Vielleicht führe ich das kurz noch aus: Bei wirklich den allermeisten Leuten, die mit mir über das Schaffen von irgendeiner Form von 2nd-Generation-Netzwerken gesprochen haben, habe ich eine politische/gesellschaftskritische Haltung vermisst, es ging fast immer um den schwammigen Begriff ›Kultur‹ am besten noch gepaart mit Vokabeln wie ›aufrechterhalten‹ oder ›weitertragen‹. Bei allen hatte ich das Gefühl, Motivation ist der Wunsch, einem exklusiven Club anzugehören, sich gut zu fühlen mit dem Gedanken, aufgrund von Ethnizität etwas Besonderes zu sein – Abgrenzung dabei sowohl gegenüber weißen Deutschen als auch, oder vielleicht gar noch mehr, gegenüber anderen Schwarzköpfen – oder schlicht kultureller Chauvinismus.«

Lara interessierte sich für Indien bzw. Südasien. Das Indernet war aber keine Option für sie, da ihm eine gesellschaftskritische Haltung fehle. Aus dem Rest des Interviews wird klar, dass sie damit eine Haltung meinte, die gesellschaftliche Ungleichheiten kritisierte und Solidarität unter Marginalisierten schuf (vgl. Paske 2006). Natio-ethno-kulturelle Gemeinsamkeit war für sie keine Basis für Verbundenheit und Gemeinschaft. Von den ethnopolitischen Unternehmer_innen (vgl. 3.3.7) wollte sie sich nicht so kategorisieren und für deren Zwecke nutzen lassen.

Menschen mit einer ähnlichen politischen Einstellung wie Lara werden das Indernet nicht genutzt haben und generell Zusammenschlüssen von Inder_innen der zweiten Generation ferngeblieben sein. Ihre Stimmen fehlten damit weitgehend auf dem Internetportal und es war auch für mich schwierig, sie als Interviewpartner_innen zu finden¹³. Das Indernet als Raum der zweiten Generation zu beschreiben, ist damit problematisch. Es wäre passender zu sagen, das Indernet war ein Raum von Inder_innen der zweiten Generation, die sich als solche identifizierten, auf dieser Grundlage eine Gemeinschaft schaffen wollten und dabei keine explizit gesellschaftskritische politische Haltung hatten. Oder: Das Indernet war ein Raum, der es ermöglichte, ihn als Raum der zweiten Generation zu imaginieren. Die Abwesenheit anderer Stimmen war dabei hilfreich.

1.4.3. Kriterien der Zugehörigkeit

Das Indernet war auch ein Ort, an dem Individuen austesten konnten, ob sie sich zugehörig fühlten oder nicht, und wo gemeinsam verhandelt wurde, was Indisch-Sein bedeutet. Die Verhandlungen liefen vor allem implizit darüber, dass bestimmte Erfahrungs- und Wissensstände vorausgesetzt und bestimmte Themen auf bestimmte Art und Weise besprochen wurden. Es gab aber auch explizite Verhandlungen der gemeinschaftlichen natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit. So postete eine Nutzer_in 2005 eine Liste zum Thema »Du weißt, dass Du Desi bist, wenn...«. Solche Listen machten damals ihre virtuellen Runden und nahmen (humoristische) Bilder über Inder_innen in der Diaspora auf. Auf dem Indernet initiierte die Liste eine Diskussion darüber, wie weit diese Bilder passten, und generierte weitere Bilder. Die Liste schloss an Erfahrungen und Zuschreibungen an und erzeugte für jene, die mit den Bildern etwas anfangen konnten, ein Gefühl der Zugehörigkeit.

Analysieren möchte ich hier eine Forumdiskussion unter dem Titel »Wie muss man drauf sein, um als indisch zu gelten?« aus dem Frühjahr 2002. Nutzer_in Ichfragmal startete diese mit: »Wann ist jemand für euch ein Inder? Muss er indische Filme mögen, indische Musik und muss alles über die indische Geschichte und Kultur wissen? Lasst mal hören!« Der Thread-Titel und die Eingangsfragen deuten darauf hin, dass Ichfragmal Indisch- bzw. Inder_in-Sein nicht als etwas ansah, das von alleine da war, sondern als etwas, das Anerkennung durch andere brauchte und dem diese Anerkennung auch verweigert werden konnte. Ichfragmal bot dabei Kriterien für Indisch- bzw. Inder_in-Sein an, die im Verhalten, kulturellen Vorlieben oder natio-ethno-kulturellem Wissen verortet waren. Biografische Kriterien wurden von Ichfragmal nicht benannt, entweder weil sie sie nicht als relevant ansah

13 Lara traf ich bei einer künstlerisch-akademischen Veranstaltung zu den Beziehungen zwischen Indien und Deutschland und kam zufällig mit ihr ins Gespräch.

oder vorausgesetzt hatte. Nutzer_in Indischer Held ging auf das Biografische in seiner Antwort ein:

»Da gibt es zwei Ansätze. Der natürliche und der kulturelle. Natürlich/biologisch kann sich jemand als Inder betrachten, der einen indischen Elternteil (eben Halbinder) bzw. Eltern indischer Herkunft/Rasse (z.B. auf Mauritius, Trinidad usw.) aufzuweisen hat. Doch was zählt ist die Kultur, und das Herz... Wer eine der beiden obigen Kriterien erfüllt, muss nicht zwangsläufig Inder sein. Er kann sich auch als z.B. Deutscher indischer Abstammung sehen bzw. als Halbinder: Deutscher mit einem indischen Elternteil. Wer aber natürlich/biologisch Inder ist und sich dazu noch mit der indischen Kultur identifizieren kann, wem beispielsweise Tränen in die Augen steigen, horcht er dem süßen Klang indischer klassischer Musik, wer vor Erquickung weinen muss, fährt er mit der Bahn, dem Ambassador, dem Tata-Bus, dem Tempo-Jeep, dem Maruti-Autöchen durch indische Landschaft, die Menschen und Tiere vorbeiziehend, indische Musik das Auto rockend, kleine Safranfahnen an den Tempeln sehend, gutmütige kleine Götter auf dem Armaturenblechern erblickend, die Aufschrift »Mera bharat mahan« (mein Indien ist großartig) auf den bunten Lastern lesend, der ist auch vom Herzen her Inder. Ein Herzensinder kann jedoch kulturell durchaus europäisch/deutsch/westlich sein (was die meisten hier wohl auch sind).«

Indischer Held machte erst einmal klar, dass Anspruch auf Inder_innen-Sein nur jene haben können, die dies biologisch über Herkunft begründen können. Mindestens ein Elternteil müsse indischer Herkunft sein, aber nicht notwendig direkt aus Indien kommen. Auch jene, deren Vorfahren aus Indien ausgewandert waren und der indischen Diaspora angehörten¹⁴, zählten für ihn dazu. Diese genetische Verbindung zu Indien war für Indischer Held zwar notwendige aber nicht hinreichende Bedingung für Inder_in-Sein. Zu den Genen musste noch die emotionale Identifikation mit Indien hinzukommen. Wobei er betonte, dass dies mit einer kulturellen Prägung durch den Zugehörigkeitskontext Deutschland einhergehen könne. Inder_in-Sein war für Indischer Held also nicht etwas Ausschließliches. (Mehrfach-)Zugehörigkeit war grundsätzlich möglich. Entscheidend für Indisch-Sein war die Verbindung von Herkunft und Hinwendung. Die Nutzer_in Guru schloss sich den Ausführungen von Indischer Held an und diskutierte als weiteres (ungenügendes) Kriterium die Staatsbürger_innenschaft:

»Indischer Held hat recht, was genetischen und kulturellen Hintergrund betrifft. Wenn mir jemand erzählen will, dass der indische Pass jemanden zum Inder macht, muss ich lachen (die Diskussion gab es schon mal). Es gibt Inder, die

14 Mit Mauritius und Trinidad verweist Indischer Held auf indische Gemeinschaften, die durch sklavenähnliche Arbeitsmigration zu Kolonialzeiten entstanden sind (vgl. Bates 2001).

sind es wirklich nur auf dem Papier, um dann lauthals ›proud to be an Indian‹ schreiben zu können. Gelächter. Es gibt übrigens genug Inder ohne indischen Pass, die weitaus mehr mit dem Herzen Inder sind.«

Guru bezog sich auf frühere Indernet-Diskussionen über die Rolle der Staatsbürger_innenschaft für natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit und distanzierte sich klar davon, dass ein offizielles Dokument Indisch-Sein beweisen könne. Wie für Indischer Held war für Guru Indisch-Sein nur durch die richtige Kombination aus Herkunft und kultureller Verbundenheit erreichbar. Si_er sah dabei starke kulturelle Prägungen durch den Zugehörigkeitskontext Deutschland, die die Einzelnen kulturell (aber nicht biologisch) zu Deutschen machen konnten, und sprach sich gegen eine Vereindeutigung aus. In der Annahme der kulturellen (Mehrfach-)Zugehörigkeit sah Guru sogar eine Bereicherung und kam zum Ende des Beitrags nochmal auf das Thema Staatsbürger_innenschaft zurück:

»Wenn wir schon dabei sind: doppelte Staatsbürgerschaft, was haltet Ihr davon? Ich würde es sofort machen. Einerseits, um kulturell gesehen, meinen Status zu bestätigen (nur auf dem Papier), andererseits, um auch die rechtlichen Vorteile (in den jeweiligen Ländern) zu nutzen.«

Auch wenn Guru argumentiert hatte, dass der Pass kein ausreichendes Kriterium für Inder_in-Sein sei, hätte si_er ihre (Mehrfach-)Zugehörigkeit gerne durch eine doppelte Staatsbürger_innenschaft bestätigt bekommen (vgl. Goel 2006). Dagegen sprach sich der Nutzer Foster aus. Der indische Pass klärte für ihn die natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit und Loyalitätsfragen:

»Dieser Pass (dieses Stück Papier hat durchaus Berechtigung und ruft nicht nur Gelächter hervor ...) zeigt vor allem in Kriegssituationen an, für welches Land man in den Krieg ziehen müsste. Hätte ich beide Staatsbürgerschaften und würde ich in Deutschland bei Kriegsbeginn leben, die Entscheidung für welches Land zu dienen, würde mir sehr schwer fallen. Außerdem wäre ich als ›Pass-Deutscher‹ befangen bezüglich aktueller Wahlkampfthemen wie Einwanderung ... Ich finde persönlich den Status Quo gut: nämlich indischer Pass mit unbefristeter Aufenthaltsgenehmigung in Deutschland.«

Mit dem unwahrscheinlichen Szenario, dass Foster sich im Kriegsfall für Deutschland oder Indien entscheiden müsste, illustrierte er die Schwierigkeit von natio-ethno-kultureller (Mehrfach-)Zugehörigkeit, wenn diese mit der bedingungslosen Entscheidung für einen natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeitskontext verbunden wird. Durch die Verweigerung der doppelten Staatsbürger_innenschaft wurde Foster diese Entscheidung erspart. Der Verweis auf den Pass-Deutschen zeigt zudem an, dass Foster sich keine Anerkennung als fragloser Deutscher vorstellen konnte. Was Foster mit einer möglichen Befangtheit in Wahlkampfthemen meinte,

erschließt sich mir nicht. Möglicherweise ist es eine Übernahme der Logik von natio-ethno-kultureller Eindeutigkeit: Deutsche müssten im Interesse von Deutschen entscheiden und könnten daher nicht parteiisch für Migrant_innen sein. Da aber Foster Interessen von Migrant_innen vertreten könnte, würde er nicht unvoreingenommen deutsch handeln. Fosters Aufenthaltsstatus entband ihn von solchen Dilemmata, ermöglichte eine eindeutige natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit und erlaubte gleichzeitig ein Leben in Deutschland.

Nach Ichfragmals und Indischer Helds Kriterien wäre diese formale Zugehörigkeit allerdings nicht ausreichend, um Foster als indisch zu klassifizieren. Auch für ihn umfasste sie nicht alles. Er betonte zudem den Bezug zu seiner Familie in Indien und auch seine emotionale Verbundenheit:

»Okay, wenn ich das saftige Grün und das dunkelblaue Meer vom Flieger, welcher zur Landung in Trivandrum oder Cochin ansetzt, sehe, dann kommen bei mir auch die Emotionen hoch ... Ich muss aber ehrlich zugeben, dass ich nicht genau weiß, was die genaue Ursache dieser Gefühlsexplosion ist. Es kann durchaus ein, dass ich mich auf ein lazy ›drug‹ life am Strand sowie luftiges Rumfahren auf einem Bike freue. Bei klassischer indischer Musik und Tänzchen nehme ich freiwillig Reißaus. Bei Filmen ebenso. Saris finde ich beschissen. Lunghis werde ich niemals anziehen. Bin eben westlich/materialistisch geprägt.«

Foster übernahm hier stilistisch die Art und Weise, wie Indischer Held emotionale Verbindung zu Indien beschrieben hatte. Er brach dieses Bild aber gleich wieder, um in Frage zu stellen, ob diese Emotionen mit einer Verbundenheit mit Indien zu tun hatten oder eine Vorfreude auf eine gute Zeit waren. Zudem distanzierte er sich explizit von kulturellen Praktiken, die als besonders indisch gelten, und begründete dies mit seiner westlichen Prägung. So kommen auch hier seine natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörigkeit und seine Schwierigkeit der eindeutigen Zuordnung zum Ausdruck.

Diskussionen wie in diesem Thread zeigen, dass Nutzende einen Bedarf hatten, ihre natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit zu klären, und damit haderten, wie sie mit ihrer natio-ethno-kulturellen (Mehrfach-)Zugehörigkeit umgehen sollten. Ausgangspunkt war dabei für die meisten, dass Indisch-Sein primär etwas Biologisches, Vererbtes sei. Die Gene bestimmten den Körper als indisch. Diese notwendige Bedingung war für viele allerdings keine ausreichende. Zu den Genen musste auch eine Hinwendung zu Indien hinzukommen, die sich am ehesten durch eine Identifikation mit kulturellen Praktiken ausdrücken ließ. Redakteur_innen des Internets sahen es daher auch als ihre Aufgabe, Wissen und Zugang zu Indischem zu vermitteln, wie mir der Redakteur Robin erklärte:

»Dass ich mal ein Interview mache, mal Artikel schreibe bzw. ein Special über indische Künstler mache, damit die Leute, die noch nicht so bekannt sind, hier

eine Plattform haben. Die zweite Generation hier in Deutschland kennt ja auch nicht alles, was das Indische angeht. Gerade wenn der Vater Inder ist und die Mutter deutsch oder umgekehrt, dass der Bezug nicht ganz so groß ist, wie wenn man beidseitig indisch aufwächst. Wenn man beidseitig indisch aufwächst, dann kommt das automatisch, wenn die Eltern schon mal Interesse haben. Es ist unterschiedlich mit Jugendlichen, wie die aufwachsen, ob westlich oder indisch, wie sie das koordinieren und dementsprechend, dass man da mal schaut, dass man das Indische mit dem Deutschen verknüpft, dass die auch mal eine Ahnung haben von Bollywood und so.«

Robin, der mit zwei indischen Eltern und viel Nähe zu indischer klassischer Kultur aufgewachsen war, nahm an, dass dies nicht bei allen anderen der Fall war, und wollte mit dem Indernet eine Lücke füllen. Das Indernet diente damit nicht nur als Raum der natio-ethno-kulturell Gleichen, sondern auch des Ausbaus dieser Gleichheit durch Vermittlung von Wissen und (virtueller) Sozialisation in kulturelle Praktiken.

1.4.4. Prekäre Subjektpositionen

Die Kriterien der Zugehörigkeit zur Zielgruppe des Indernets waren weder starr noch eindeutig. Es war möglich, den Grad der Zugehörigkeit durch (kulturelle) Anpassung zu steigern. Es gab bestimmte Merkmalskombinationen, die mit großer Sicherheit Zugehörigkeit bzw. Nicht-Zugehörigkeit definierten. So konnten Menschen, die unter ihren Vorfahren keine Menschen aus Südasien hatten, davon ausgehen, dass sie nicht als Inder_innen (der zweiten Generation) anerkannt werden würden. Das war kein Problem, da verweigerter Zugehörigkeit nur dann zum Problem wird, wenn sie auf ein Gefühl der Zugehörigkeit trifft und diese verunmöglicht. Relativ fraglos als Inder_innen (der zweiten Generation) anerkannt wurden hingegen jene, die mit zwei biologischen Eltern aus Indien aufgewachsen und mit indischer Kultur vertraut waren, auch wenn sich unterschied, inwieweit sie sich selbst als solche sahen. Zwischen diesen beiden Polen der (Nicht-)Zugehörigkeit gab es eine ganze Reihe von Subjektpositionen, bei denen die Frage der Zugehörigkeit zur primären Zielgruppe des Indernets weniger eindeutig beantwortet wurde. In meinen Interviews traf ich insbesondere auf drei biografische Konstellationen, die dazu führten, dass Individuen, die sich zugehörig fühlten, erlebten, dass ihre Zugehörigkeit nicht fraglos anerkannt wurde: Erstens, Menschen, die als Kleinkinder aus Südasien von Eltern aus der deutschen Dominanzgesellschaft adoptiert wurden. Zweitens, Menschen, die nur einen biologischen Elternteil aus Südasien hatten. Drittens, Menschen, die aus Afghanistan migriert waren und sich als Hindus oder Sikhs verstanden.

Martin, der als Kleinkind von dominanzdeutschen Eltern adoptiert wurde, erzählte über seinen ersten Besuch bei einer indischen Party:

»Ich muss ehrlich zugeben, es war schon ein bisschen komisch. Eigentlich müsste man glauben, dass ich mich da total wohl fühle, weil da gehst du total unter in den Leuten, da fällst du gar nicht auf. Aber es war schon so, dass ich irgendwo das Gefühl hatte: ›Oh, ich komme hier unter Fremde und muss mich da erst mal einfügen!‹ Es fing schon an, als ich reingekommen bin und die Musik nicht verstanden habe, obwohl da indische, was weiß ich, Bhangra-Musik lief und so. Also man hat auch gemerkt, dass die in Deutschland zur Schule gegangen sind, dass sie flüssig deutsch gesprochen haben und da war das auch nicht so schwer. Wobei von manchen Vätern, die dann wirklich noch streng indisch sind, wird man erst mal so angeguckt. Zum Beispiel, ich weiß noch, dass ich mal auf einer Geburtstagsfeier war, da habe ich dann irgendwie was falsch gemacht und die sind dann nicht unfreundlich oder so, aber dann dieser Blick, der dann wirklich sagt: ›Wer ist das jetzt, den habe ich noch nie hier gesehen!‹.«

Unter phänotypisch Ähnlichen zu sein, produzierte bei ihm – anders als er erwartet hatte – kein Gefühl von Zugehörigkeit. Er fühlte sich so fremd, dass er erst erkennen und betonen musste, dass die anderen gar nicht so fremd waren und er mit ihnen doch Kontakt aufnehmen konnte. Die Gefühle des Fremdseins, der fehlenden Kompetenz, sich richtig zu verhalten, und des von Anderen nicht als zugehörig anerkannt Werdens blieben allerdings bestehen und wurde von Martin den indischen Vätern angelastet. Sein Äußeres und seine Gene machten Martin nicht ausreichend zum Inder, um fraglos als zugehörig anerkannt zu werden. Ihm fehlte die Sozialisation ins Indisch-Sein, die Vertrautheit mit natio-ethno-kulturellen Praktiken. Damit glich er vielen anderen aus Südasien Adoptierten. Etliche von ihnen nutzten das Indernet, um mehr über Indien zu erfahren und natio-ethno-kulturell Gleiche zu treffen (vgl. Reggi 2010, 124-125; Goel 2008c, 103-108). Wenn sie sich nicht ausreichend natio-ethno-kulturelle Kompetenz aneigneten und als nicht-wissend auffielen, blieb ihre Zugehörigkeit allerdings prekär. Auf dem Indernet entwickelte sich – soweit ich das beobachten konnte – kein legitimer Raum von Adoptierten bzw. Wenig-Wissenden.

Fehlendes Wissen über Indien und indische Praktiken machten den Status als Inder_in (der zweiten Generation) fragwürdig. Es wurde als eine signifikante Abweichung von der Standard-Nutzer/in angesehen, wie die Diskussion über die Nutzer_in Fakir auf einem Forentreffen zeigte. Fakir war ohne ihren biologischen Vater, der aus Indien stammte, aufgewachsen und versuchte auf dem Indernet ihren Zugang zu Indien zu klären. Im Sommer 2005 postete Fakir eine ganze Reihe von Fragen, um sich besser verorten zu können. So eröffnete sie innerhalb von sechs Wochen unter anderem Threads zu den Themen »Kommt die Farbe aus der Sonne oder aus den Genen?«, »Was ist euch wichtig an unserer Kultur (was nicht)?«,

»PIO-Card«¹⁵ und »Dekultivierte Desis«. In letzterem antwortete eine Nutzer_in: »Ich will nicht unfreundlich klingen, aber alle Threads, die du aufmachst, die klingen irgendwie gleich.« Es war klar, dass bestimmte Fragen Fakir umtrieben und sie dazu nach Antworten suchte, diese Frage aber nicht unbedingt die Fragen der Mehrheit der anderen Nutzenden waren. Wie die Diskussionen über Fakir bei verschiedenen Forentreffen zeigten, führten ihre Fragen nicht dazu, dass die Anerkennung als natio-ethno-kulturell Gleiche stieg. Das explizite Thematisieren von Unwissenheit und Nachfragen nach Anerkennung schienen eher die Konsequenz zu haben, als abweichend von der Standard-Nutzer/in wahrgenommen zu werden. Wer solche Fragen hatte, schien nicht zweifelsfrei Inder_in (der zweiten Generation) zu sein. Wer sie nicht stellte, konnte eher als Gleiche_r durchgehen. So hatte ich den Eindruck, dass Paul, der in einer dominanzdeutschen Pflegefamilie aufgewachsen war (und seinen indischen Namen behalten hatte), als Inder der zweiten Generation anerkannt wurde, obwohl auch er kaum mit Indischem aufgewachsen war.

Klaus, der von einer dominanzdeutschen Familie adoptiert worden war, erzählte mir, dass er versucht hatte, über eine Namensänderung Anerkennung zu erhalten:

»Name auf dem Indernet: Sanjay! Da habe ich dann schon gesagt, also Klaus, ich wollte mich nicht irgendwie ausgrenzen oder so was, das ist dann schon ein bisschen komisch. Ich fand es immer ganz gut, dass sie bei den Artikeln Sanjay geschrieben haben, weil wenn da nur Klaus Müller gestanden hätte, dann hätte ich mich auch gefragt, wenn man schon über Indien und übers Indernet schreibt und dann ein komplett deutscher Name auftaucht, das ist ja schon was Anderes, als wenn wenigstens ein indischer Name drin ist und die Leute wissen: ›Aha, gut, der hat irgendwas mit Indien oder wird irgendetwas mit Indien zu tun haben, dadurch, dass er einen indischen Namen hat.«

Klaus, der Artikel für das Indernet schrieb, nutzte auf dem Indernet nicht seinen sonst üblichen Rufnamen, sondern seinen indischen Zweitnamen. Über diesen indischen Namen wollte er sein Schreiben über indische Themen legitimieren und sich an den Raum annähern. Soweit ich es beobachten konnte, gelang ihm dies besser als Fakir, auch wenn seine Zugehörigkeit prekär blieb.

Nicht wirklich zugehörig fühlte sich Sarah, die ein deutsches Elternteil hatte. Im Interview über das Indernet erzählte sie – wie Martin – über einen Partybesuch:

»Ich habe auch nicht das Gefühl gehabt, dass ich von den Anderen irgendwie akzeptiert wurde. Weil dort sehr viele Inder waren, also Inder, die in Indien geboren

15 Indien führte 2003 ein offizielles Dokument für Persons of Indian Origin (PIO) ein, mit dem diese unter anderem visafreie Einreise nach Indien bekamen.

und in Deutschland aufgewachsen sind, also irgendwie mit beiden Teilen Inder und für die bin ich eine Deutsche und ich sehe mich eben selber auch als Deutsche, insofern spricht es mich nicht an.«

Einer dieser Inder hätte Subhas sein können. Er erklärte mir, dass er die meisten Halb-Inder_innen für Deutsch halten würde. Als Ausnahme ließ er nur Marcus gelten. Marcus hatte sich selbst Hindi beigebracht und viel über indische Geschichte gelesen. Subhas stellte daher anerkennend fest, dass Marcus Sprachkompetenz und Wissen sogar unter jenen mit zwei indischen Elternteilen selten sei. Marcus war so in der Lage, seinen Mangel durch angeeignete Indien-Kompetenz zu kompensieren.

Dass Identifikation mit Indien und kulturelle Kompetenz kein ausreichendes Kriterium waren, um als Inder_innen akzeptiert zu werden, erfuhren vor allem afghanische Sikhs und Hindus (vgl. Goel 2008c, 108-111). Ich wurde darauf aufmerksam, weil einige der Partyveranstaltenden und Webmaster aus Afghanistan stammten. Auf diese wurde ich in Interviews hingewiesen. Rajesh beschwerte sich: »Und dann kommt noch das Paradoxe hinzu, das wird von Afghanen geleitet und ich frage mich immer wieder, woher sie sich dieses Recht rausnehmen, indische Kultur weiter zu publizieren und dahinter zu stehen.« Den Afghanen unterstellte er, dass sie vom Indienboom (vgl. 2.5.2) profitieren wollten, ohne Indien verbunden zu sein. Selbst wenn sie indische Musik spielten, wären sie noch lange nicht Teil der Community. Vielmehr gebe es unter ihnen viele »schwarze Schafe«, womit er wohl fragwürdige kommerzielle Praktiken meinte. Rajesh schien ein klares Bild davon zu haben, wer legitimiert war, unternehmerisch indische Kultur zu vermitteln, und wer nicht. Gerechtfertigt taten dies nur die richtigen Inder_innen, die indische Musik spielten und damit die indische Community ansprachen – also Leute wie er selbst. Dies kann als Strategie eines ethnopolitischen Unternehmers, der seine Konkurrenz vom Markt treiben will, interpretiert werden. Wahrscheinlich war das auch Teil seiner Motivation, aber damit lässt sich seine massive Ablehnung nicht völlig erklären. Auch stand Rajesh mit dieser nicht alleine. Afghan_innen wurden von einigen der Interviewten als Andere konstruiert. Dabei spielte wahrscheinlich eine Rolle, dass Afghanisch-Sein meist mit Muslimisch-Sein gleichgesetzt wurde und Muslim_innen für viele als Andere dienten. Die afghanischen Partyveranstaltenden und Webmaster, die ich interviewte, waren allerdings keine Muslime, sondern Sikhs und Hindus. Diese religiöse Zuordnung begründete, warum sie sich zu Indien hingezogen und nicht als Afghan_innen fühlten, wie Hari erklärte:

»Das hat was mit meinem Heimatbegriff zu tun. Heimat ist für mich ein Land, wo ich zugehörig bin, kulturell, religiös, von der Sprache her und wo ich mir selbst nicht als Fremdkörper vorkomme und das ist für mich eindeutig Indien. Seit wir hier sind, bin ich mehrmals dort gewesen und man fühlt sich dann doch schon irgendwie in der Heimat. Auch wenn ich sage, dass, wenn ich längere Zeit dort

bin, ich dann wieder Deutschland vermisste. Aber irgendwo haben wir Afghanen es vielleicht sogar noch ein Stückchen schwerer als die Inder hier. Weil wir keine wirkliche Heimat haben. Also wir sind, ok ursprünglich sind wir Inder, aber wie gesagt dann gibt es halt das Denken, Inder sind doch ein bisschen anders als wir, richtige Afghanen sind wir auch nicht. Wir sind heimatlos und insofern muss man sich irgendwo definieren und ich bin der Meinung ich bin doch eher Inder als alles andere.«

In Afghanistan waren Hari und seine Familie fremd aufgrund ihrer Religion, in Deutschland aufgrund ihrer Herkunft. In Indien aber, wo er als Kind einige Jahre lebte und wohin er später mehrmals gereist war, fühlte er sich nicht als Fremdkörper. Das machte Indien zu seiner Heimat und ihn zum Inder. Dabei war sich Hari bewusst, dass dies keine Identität war, die ihm selbstverständlich zustand. Es war vielmehr die Abwesenheit einer selbstverständlichen Zugehörigkeit, die ihn dazu zwang, sich selbst eine zuzulegen. Nach Abwägung seiner Erfahrungen, war eine Identität als Inder für ihn die beste Wahl. Für Leute wie ihn, die nirgendwo richtig dazu gehörten, fand er es wichtig, dass sie sich Orte der Begegnung schufen:

»Ich denke, dass so eine Inder-Internetplattform gerade für uns auch, gerade für die Afghanen sehr wichtig ist, weil wir keine Heimat haben, wir brauchen irgendetwas, wo wir uns identifizieren können, wo wir uns definieren können, also was wir auch sind.«

Hari nahm sich das Recht heraus, sich als Inder zu definieren und für andere wie ihn einen indischen Raum zu schaffen. Das tat er aber nicht aus kommerziellen Gründen, wie Rajesh unterstellte, sondern weil er nach Zugehörigkeit suchte und weil ihn viel mit Indien verband. Dadurch, dass er in Indien gelebt hatte, eine indische Religion praktizierte, eine indische Sprache sprach etc. verfügte er über mehr Wissen und kulturelle Kompetenzen als viele andere der von mir interviewten fraglos anerkannten Inder_innen (der zweiten Generation). Trotzdem wurde sein Anspruch auf Zugehörigkeit immer wieder abgelehnt. In Internetforen musste er Anfeindungen gegen sich und andere afghanische Partyveranstaltende lesen. Er beschwerte sich: »Also es hat mich kein Mensch gefragt, warum ich das mache.« Er ergänzte allerdings auch, dass er offline kaum mit Inder_innen Kontakt hätte, da er ganz in die Community von afghanischen Hindus und Sikhs eingebunden sei. Harsha war in seiner Deutung der Abwertung offensiver:

»Ich finde das faszinierend, auch bei den Indernet-Foren, da sind immer so geile Diskussionen. Das zeigt eigentlich, wie orientierungslos die Leute sind, also das Verlangen die Frage zu beantworten: Was ist eigentlich Indien? Du merkst, dass die Leute sich mit ihrer Identität beschäftigen und keine Antworten finden und dann in einen Mythos fallen oder ein Mythos sich zusammenbauen und pseudo-mäßig sich sagen: ›Das und das ist Indien!‹ Sich Klischees bedienen, die von der

sogenannten in Anführungsstrichen deutschen Gesellschaft gestellt worden sind. Kommt ja nicht vom Elternhaus. Was soll denn indisch sein? Zuhause ist auch nichts indisch. Was soll denn da indisch sein? Das einzige, was indisch ist, sind die Bollywoodfilme, vielleicht die Klamotten, teilweise das Essen und die Musik, sonst ist nichts Indien. Dann sagt man sich als jugendlicher Inder: »Das und das ist für mich indisch!« Weil, du gehst irgendwo hin in Deutschland und dann sagt dir ein Deutscher: »Hey du bist kein Deutscher, weil du siehst nicht Deutsch aus!« Was auch immer das sein soll und dann fragen sich die Leute: »Dann bin ich ja wohl Inder! Na gut, aber Indien ist cool!« Dann ist der Inder da, der vollgepumpt ist mit Mythen und Testosteron oder was auch immer und fängt dann an, über mich zu schimpfen, weil ich ein Afghane bin und keine Ahnung habe davon.«

Auf Diskussionen, warum er indische Partys mache, würde er sich aber nicht einlassen: »Ich kommuniziere nur noch über meine Partys, über die Musik und das, was ich mache und dann habe ich eine Zeit lang nur noch von A.R. Rahman Musik aufgelegt.« Ich musste an dieser Stelle meine Ignoranz zugeben und Harshaklärte mich über Rahman, den »besten indischen Populärmusiker der heutigen Zeit« auf, der mehr Alben verkauft habe als Michael Jackson. Zur Musik und seinem Partykonzept erzählte Harsha:

»Und der Typ, was hat er gemacht? Der hat angefangen so genannte arabische Elemente mit in seine Musik einzubauen. Plötzlich merkst du, dass indische Musik überall ist. Sagen wir mal so, die heutige Zigeunermusik in Spanien, Flamenco, ist gar nicht so weit entfernt, kein Stück, die Ursprünge liegen da oder die moderne Arabesk in der Türkei. Man kann sogar eine lockere Verknüpfung zu der indischen Musik bringen. Also habe ich mir gedacht: »Hey, wenn dann machen wir es richtig und ärgern die Leute!« Also ich will die Leute ärgern, ich will die Leute zum Nachdenken bringen, wenn sie mir so was sagen, dann denke ich: »Hey, ich habe es geschafft!« Was ist denn indisch, wo steckt denn indische Musik drin?«

Diese Passage hörte sich an wie eine direkte Antwort auf Rajeshs Vorwurf. Harsha hinterfragte auch sonst im Interview immer wieder das Konzept von Authentizität. Für ihn gab es nichts authentisch Indisches. Es ging ihm viel mehr darum, Bilder in Frage zu stellen, und mit verschiedenen Einflüssen zu spielen. Damit stellte Harsha die Vorstellung von natio-ethno-kultureller Eindeutigkeit und Abgeschlossenheit – wie Rajesh sie formulierte – in Frage. Frei von natio-ethno-kulturellen Festschreibungen war Harsha aber auch nicht. Ganz am Anfang des Interviews erzählte er mir ohne Aufforderung:

»Und zwar ist es so, dass meine Familie aus dem Sindh stammt, das ist jetzt in Pakistan, war damals Indien, damals als Pakistan ein eigener Staat wurde und dann ist meine Familie nach Afghanistan immigriert, und meine Familie hat auch mal untereinander geheiratet. Eigentlich sind wir immigrierte Inder.«

Er stellte so zu Beginn unseres Gespräches fest, dass er Inder qua Herkunft war und betonte, dass die indische Herkunft durch Heiratsregelungen auch erhalten worden war. Nachdem er so seinen genetischen Anspruch auf Indisch-Sein gelegt hatte, erläuterte er seine natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörigkeit weiter:

»So was wie hier Deutsch-Türken. Dort sind wir afghanische Inder gewesen. Ich bin dritte Generation. Ich bin Afghane indischen Ursprungs, spreche auch zu Hause mit meinen Eltern noch Sindhi, wir sind noch Hindus. Die Sprache hat sich eh verändert, also insofern fühle ich mich nicht indisch, nicht afghanisch und doch wieder afghanisch, genauso wie indisch.«

Auch wenn Harsha in der Beschreibung seiner Partys so gelassen mit den Anfeindungen umgegangen war und Hybridität gepriesen hatte, schien es ihm wichtig, seinen Anspruch auf das Label Indisch auch jenseits von hybrider Kultur zu begründen. Wie die Aussagen nicht nur von Rajesh zeigten, blieb er aber der afghanische Partyveranstalter, dessen Vorgehen suspekt schien. Das lag sicher auch daran, dass die Ansprüche der afghanischen Hindus und Sikhs, als Inder_innen anerkannt zu werden, die Logiken natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit zu sehr in Frage stellten. Die Adoptierten, Halb-Inder_innen und afghanischen Inder_innen stellten die Grenzen des Raums der Zugehörigkeit in Frage. Sie konnten sowohl eingeschlossen als auch ausgeschlossen werden. Ihre Zugehörigkeit war prekär.

1.4.5. Einheit und Vielfalt

Im Redaktionsinterview 2004 kam das Gespräch auf die »leidige Diskussion Nord-inder/Südinder«. Die drei (nicht-südindischen) Redakteure erzählten mir, wie immer wieder Konflikte zwischen Nord- und Südinder_innen im Gästebuch und den Foren ausbrachen, insbesondere nach Partys. Die Redaktion nahm sich selbst als Beispiel dafür, dass das nicht passieren müsse, in ihr würden Redakteur_innen aus verschiedenen Regionen, mit verschiedenen Religionen und auch Pakistanis mitarbeiten. Das wäre kein Thema. Ihr Ziel sei es, sich anders als die erste Generation nicht entlang von regionalen Identitäten zu teilen.

Im Gegensatz zur Redaktion fand Sita, deren Eltern aus dem südindischen Kerala stammten, das Indernet nicht besonders inklusiv. Sie sah eine Fixierung auf Nordindisches:

»Es sind, zum Beispiel, nur nordindische Filme, die dort beschrieben werden. Ich kann es gar nicht so festmachen, aber es ist der Eindruck. Dass Hindi als Sprache angeboten wird, aber keine andere. Ich meine zu wissen, dass auch die, die es zumindest gegründet haben auch Nordinder waren.«

Den Eindruck, dass das Indernet nordindisch geprägt sei, bekam Sita vor allem durch das, was nicht auf dem Internetportal präsent war. Sie vermisste eine Dar-

stellung von Indiens Vielfalt. Dabei klassifizierte sie sowohl die Nationalsprache Hindi wie die besprochenen Bollywood-Filme und die Gründer als nordindisch. Diese Klassifikation von Hindi (vor allem in Nordindien gesprochen), hindisprachigen Filmen aus Bombay (an Indiens Westküste) und den bengalischen Gründern (von Indiens Ostküste mit der lokalen Sprache Bengali) als allesamt nordindisch funktioniert aus der Perspektive Keralas möglicherweise, entspricht aber nicht dem jeweiligen Selbstverständnis. Der Redakteur Ranjan erzählte:

»Wir haben uns hier mal den Spaß gemacht in der Redaktion: jetzt sind hier Südinder-Nordinder-Konflikte, dann sagten wir immer: ›Aha! Aber das Indernet wurde von Bengalen, also von Ostindern aufgebaut.« Als Spaß, als Gag, so intern.«

Die Bengalis distanzierten sich von den Konflikten, wurden aber von Nutzenden wie Sita trotzdem als positioniert wahrgenommen. Der Begriff nordindisch bezeichnete bei Sita vermutlich weniger eine spezifische Region als die Dominanzkultur Indiens¹⁶. Hindi als Nationalsprache und Bollywood als größte Filmproduktion gehören zur indischen Dominanzkultur – und wurden auf dem Indernet repräsentiert. Die vielen anderen Sprachen (ob Malayalam oder Bengali) und anderen Filmproduktionen (ob aus dem Punjab oder Kerala) werden im nationalstaatlichen Diskurs zwar als Ausdruck von Indiens Vielfalt angesehen, ihnen wird aber nur eine regionale Bedeutung zugewiesen – und auf dem Indernet kamen sie nur am Rande und in den Foren vor. Das Indernet reproduzierte das nationalstaatliche Bild Indiens, das Indien als einheitlich mit gemeinsamen Symbolen verstand¹⁷. Damit griff das Indernet einen Gedanken von pan-indischer Gemeinsamkeit auf, der vor allem im anti-kolonialen Freiheitskampf gepflegt wurde und Grundlage der Gründung der indischen Republik war, der aber in Spannung zur regionalen Vielfalt Indiens stand (vgl. Brah 1996, 161; Ray 2003, 22; Rothermund 1995). Zudem dockte das Internetportal an die vorherrschende Außenperspektive auf Indien an, die von einem einheitlichen Indien ausging und die interne Vielfalt nicht wahrnahm (vgl. Oonk 2007, 13). Die Gründe, warum das Indernet diesen pan-indischen Zugang pflegte, waren vermutlich von Redakteur_in zu Redakteur_in unterschiedlich und nur zum Teil Ergebnis einer bewussten Entscheidung. Bewusst war es sicher denjenigen, die sich aus politischer Überzeugung für ein einheitliches Indien aussprachen. Bewusst wird es auch jenen gewesen sein, die Zusammenschlüsse ihrer Eltern auf Basis von regionalen ethno-kulturellen Gemeinsamkeiten ablehnten

16 Dewey (2008, 130-131) beschreibt die politische und gesellschaftliche Dominanz des Nordens in Indien sowie Vorurteile gegen den Süden.

17 So nahm das Indernet-Logo, die indische Fahne als Motiv auf. Hindi wurde als eine von drei Sprachoptionen angeboten. Indien und insbesondere die Republik Indien war der Bezugsrahmen der Berichterstattung.

und neue pan-indische Zusammenschlüsse schaffen wollten. Unbewusst war es allerdings für die, die der indischen Dominanzkultur so nahestanden, dass sie sich durch diese nicht ausgegrenzt fühlten, sowie für jene, denen die Kenntnisse über die Vielfalt Indiens fehlte und die daher die Imagination eines einheitlichen Indiens teilten. Tendenziell ausschließend war diese Ausrichtung des Indernets für Personen, denen eine Repräsentation der Dominanzkultur nicht ausreichte.

Weitgehende Unkenntnis darüber, wie sich die Vielfalt Indiens in kulturellen Praktiken ausprägte und welche Konflikte innerhalb Indiens herrschten, schien mir ein verbindendes Element unter vielen Redakteur_innen und Nutzenden des Indernets. Die meisten kannten nur die Herkunftsregion ihrer Eltern. Sie bildeten ihr Indienbild aus deren Erzählungen, den eigenen eingeschränkten Erfahrungen bei Indienreisen und dem dominanzdeutschen Indienbild. Auf dem Indernet begegneten sie dann jungen Menschen mit unterschiedlichen Biografien und Indienbildern und wurden häufig erstmalig mit der Diversität konfrontiert. Debashish erzählte:

»Was mir zum Beispiel am Anfang völlig unbekannt war, dass es dieses Nord- und Südinder, diese Konkurrenz oder was es, dieses, dass die Südinder nur was mit Südindern machen und die Nordinder sich besser finden und die Südinder sich besser finden, war mir auch völlig unbekannt. Ich dachte erst, sind ja alles Inder. In Königswinter zum Beispiel, da wurde ich immer gefragt, »wo kommst du denn her«. Da sage ich, »aus X-Stadt«. »Nein, wo aus Indien?« Da meinte ich, gut, ist vielleicht interessant. »Ach so, du bist kein Südinder.« Da dachte ich auch, sind die bekloppt, sind so ein paar Inder in Deutschland und dann fangen die noch mal an, hier Südinder und Nordinder.«

Debashish drückte seine Überraschung über das gegenseitige Konkurrenzdenken aus. Er beschrieb, wie er durch Herkunftsdialoge nicht nur auf eine spezifische Herkunft in Indien festgeschrieben wurde, sondern diese auch mit einer Wertung (als Anderer) verbunden war. Es waren nicht nur die Bengalis, die vom Nord-Süd-Konflikt in Räumen der zweiten Generation überrascht waren. Auch Savita, deren Eltern aus Kerala stammten und die mehrere Jahre in Indien gelebt hatte, erzählte mir von ihrem Schock bei dem Königswinterer Seminar (vgl. 3.3.4):

»Ich war immer von der These ausgegangen, dass dadurch, dass sich die zweite Generation nicht in Indien, sondern in Deutschland befindet, wird es nicht zu dem Phänomen von Communalism oder Regionalism kommen können, wie ich die in Indien erfahren habe. Darin habe ich immer die Chance der zweiten Generation hier gesehen. Da war es für mich so eine Art Schock bei dem Vernetzungssseminar, diese Diskussion mitgekriegt zu haben im Plenum, wo die einen meinten, die Nordinder würden sich nie dazu herab geben, eine südindische Sprache zu lernen. Die Südinder meinten, es gäbe so viele Malayalis der zweiten Generation, die Hin-

di lernen würden. Aber sie hätten noch nie gehört, dass ein Nordinder der zweiten Generation Malayalam lernt. Da habe ich zum ersten Mal dieses Nord-Süd-Gefälle wahrgenommen, dass es das gibt in Deutschland. Dass es das in Indien gibt, war mir klar.«

Im Gegensatz zu Debashish war Savita nicht grundsätzlich vom Regionalismus überrascht. Sie war enttäuscht, dass er in Deutschland nicht überwunden wurde. Bozdag (2013, 147-149) stellt bei ihrer Analyse von Diasporawebseiten fest, dass es online immer wieder um die Aushandlung von ethnischen Konflikten in den Heimatländern der Eltern geht. Dabei geht sie (ebd. 148) davon aus, dass es sich um eine Re-Interpretation der Konflikte aus einer diasporischen Sicht handele, wobei die Nutzenden sowohl von Auseinandersetzungen offline geprägt sind als auch durch die Online-Diskussionen das Herkunftsland ihrer Eltern kennenlernen. Aus meinen Beobachtungen würde ich diese Überlegungen generell auf Räume der zweiten Generation (on- und offline) beziehen. Interessant ist, dass die Indernet-Redaktion von der »leidigen Diskussion« sprach und Bozdag (2013, 149) eine Nutzer_in zitiert, die von der »typische[n] beschissene[n] Araber-Berber-Diskussion« spricht. Die wiederkehrenden Konflikte werden als Belastung empfunden.

Im Indernet begannen diese Auseinandersetzungen meist in Gesprächen über andere Themen. Gelegentlich wurden allerdings auch Threads explizit zu konflikthaften Themen gestartet. So eröffnete Bharat im Jahr 2005 eine Diskussion zu »Dravidischer Nationalismus/Separatismus«. Er begann sie mit einem langen Post zu dravidischem Nationalismus, also politischen Bewegungen aus Südindien, die sich gegen eine Dominanz des Nordens über den Süden wenden (vgl. Oomen 2004, 133), und beendete diesen Post mit:

»Nordindien und Südindien sind untrennbar miteinander verwoben. Nordindische und südindische Sprachen, zum Beispiel, sind zwar sprachfamiliär nicht verwandt, gleichen sich aber im Klang und in der grammatikalischen Struktur so sehr, wie keiner anderen Sprache außerhalb des Subkontinents. Punjabis und Tamilen mögen noch so unterschiedlich sein, sie stehen näher zu einander, als sie zu jedem nicht-indischen Volk stehen. Indien ist eins.«

Diese Eröffnung führte zu einer lebhaften und kontroversen Diskussion. Mehrere Nutzende argumentierten gegen die Ausführungen von Bharat, wobei sich einige als Tamil_innen positionierten. Andere unterstützten Bharats Sichtweise. Dabei kam auch der Vorwurf des Hindu-Nationalismus auf, gegen den sich Bharat verwahrte und den Proud mit Vorwürfen an die Tamil_innen konterte. Darauf meldete sich Indischer Kämpfer:

»Also, ich bin reinblütiger Tamile aus Indien. Meine Familienangehörigen in Indien sind politisch sehr engagiert und gehören einer Partei an, die insbesondere Draviden repräsentiert! Aufgrund dessen habe ich von Haus aus eine sehr radi-

kale Einstellung! Zu den ›Hindu-Nazis‹ [ug: Vorwurf an Bharat und Proud in der Diskussion] kann ich nur sagen, dass dieser Begriff viel zu extrem gewählt wurde, dennoch sind diese Vorwürfe nicht völlig aus der Luft gegriffen! Einige Anhänger vertreten leider eine sehr nordindisch orientierte Sichtweise. Ich persönlich war jedoch auf einem Hindu Camp des ›Shiv Sangh‹, die der Hindutva sehr nahe stehen und habe festgestellt, dass dieser Vorwurf auf keinen Fall verallgemeinert werden kann!«

Indischer Kämpfer positionierte sich damit sowohl als dravidischer Nationalist als auch als Teilnehmer von hindunationalistischen Zusammenkünften in Deutschland. Im Jahr 2004 hatte Indischer Kämpfer selbst eine Diskussion gegen Separatismus initiiert. Mit dem Titel »Khalistan« wandte er sich gegen die Unabhängigkeitsbewegung von Sikhs und bekam dabei unter anderem Unterstützung von Proud. Auch in der Diskussion gab es eine hitzige Debatte zwischen den Verfechtenden einer indischen Einheit und denen, die die Anliegen der Sikhs verteidigten. Im Thread zum dravidischen Nationalismus reagierte Harpreet erobst auf den Beitrag von Indischer Kämpfer: »Ich wollte nur sagen, dass ihr in meinen Augen alle Rassisten seid. Jeder einzelne von euch und ich nehme das nicht zurück. Ich mein das wirklich so.« Diese Intervention führte aber zu keiner Veränderung der Diskussion. Lebhaft wurden weiter die verschiedenen Positionen vertreten.

Im redaktionellen Teil dominierte die Repräsentation von Indien als einer einheitlichen Nation, während in den Foren auch Raum für regionale ethno-kulturelle Vergemeinschaftung bestand. So startete eine Nutzer_in im Jahr 2004 den Thread »Mallu World«. Daraus entwickelte sich ein Geplauder auf Deutsch, Malayalam und Schweizer-Deutsch. In den Jahren 2004 und 2005 gab es verschiedene Versuche, Threads für Punjabis bzw. Bengalis zu etablieren. Diese waren aber nicht erfolgreich. Soweit ich beobachten konnte, ergaben sich auf dem Indernet kaum sichtbare Vergemeinschaftungen von ethno-kulturellen Gruppen. Die Struktur des Indernets schuf keinen expliziten Raum für ethno-kulturelle Vernetzung und förderte sie damit nicht (vgl. Bozdog 2013, 110). So konnte die Redaktion ihre Vision einer pan-indischen Gemeinschaft umsetzen, musste aber gelegentlich aufkeimende Konflikte ertragen.

1.4.6. Indien und Südasien

Die Redakteurin Rahima erzählte, dass das Indernet nicht alleine auf Indien ausgerichtet gewesen sei:

»Von Anfang an haben die anderen Redakteure mir das so erklärt: es ist nicht nur über Indien, sondern Südasien, also du kannst auch über Pakistan schreiben, du kannst über Bangladesch schreiben, du kannst also Südasien allgemein. Wir möchten uns nicht nur auf Indien beschränken.«

Diese Aussage wurde allerdings nicht durch die Selbstbeschreibung des Indernets gestützt. In ihr wurde auf Indisches und explizit auf das Land Indien Bezug genommen. Auch in der Gestaltung und Strukturierung des Internetportals tauchte auf den oberen Ebenen kein Verweis auf Südasien als Ganzes bzw. auf andere südasiatische Länder auf. Indien wirkte als thematische Klammer. Trotzdem erklärte auch der Redakteur Devraj, dass das Indernet sich auf mehr als die Republik Indien bezog:

»Ich würde sagen Indien ist, man kommt nicht darum herum, das auf zwei Arten zu definieren. Einmal ist es tatsächlich rein, jetzt von den Fakten her, ist es der Kontinent, nicht der Kontinent, sondern das Land mit den klar definierten Grenzen. Aber rein kulturell betrachtet ist es der Subkontinent. Wenn man das ursprünglich betrachtet, sind Sri Lanka oder Bangladesch oder Pakistan in gewisser Weise indisch. Aber rein kulturell betrachtet. Ich will damit nicht sagen, dass das für mich alles genau hinhaut. Aber mir würde auch kein anderes Wort dafür einfallen, wie man das nennen sollte, das Gesamte.«

Devraj differenzierte auf Nachfrage also zwischen der Republik Indien im engeren Sinne und einem indischen Kulturkreis im weiteren Sinne, der das gesamte Südasien einschloss. Dabei ging es ihm um ein ursprüngliches Indisch-Sein. Mit »ursprünglich« bezog sich Devraj möglicherweise auf ein Indien vor der Teilung 1947 bzw. ein mythisches Indien in der fernen Vergangenheit. Im Gegensatz hierzu steht Jacobsen und Kumars (2004, ix) Betonung, dass Südasien eine kulturell (ethnisch, sprachlich und religiös) so diverse Region sei wie keine andere. Kulke und Rothermund (1982, 246) führen aus, dass in der indischen Geschichte eine Regionalisierung der Macht eher die Regel als die Ausnahme war. Das Mogulreich und Britisch Indien hatten die größte Ausdehnung, umfassten aber beide nicht den ganzen Subkontinent. Wieso ganz Südasien ursprünglich indisch sein sollte, blieb in Devrajs Aussage genauso unklar, wie was indisch eigentlich für ihn bedeutete. Allerdings sprechen auch Jacobsen und Kumar (2004, ix) von einer südasiatischen kulturellen Prägung, die die Verbindung zwischen den verschiedenen religiösen Traditionen Südasiens darstelle (vgl. Kaviraj 1997, 26). Sie betonen dabei, dass die genaue Bedeutung dieser kulturellen Prägung schwer fassbar sei. Die Undefiniertheit, Vagheit der kulturellen Gemeinsamkeit, lässt sie aus unterschiedlichen Positionen imaginieren und führt unter anderem zu Devrajs Idee von indischer Kultur. Die Idee einer gemeinsamen Kultur in Südasien teilten auch andere Redakteur_innen des Indernets. Salman erklärte:

»In meiner Sicht ist es sowieso vollkommen Jacke wie Hose, ob das jetzt Indien oder Pakistan heißt. Es ist alles das Gleiche. Ich meine, wenn jemand sagt, ich bin Pakistaner, dann kann er das von mir aus sein, aber in the end the same shit. Es ist alles das Gleiche. Ich meine der Kulturkreis ist nun mal der südasiatische und

dann ist es egal, ob ich aus Pakistan komme oder aus Bangladesch oder aus Sri Lanka oder aus Nepal. So what. Und auch Religion, ob ich nun Muslim bin oder Hindu, sehe ich auf Indernet überhaupt kein Problem. Auch in der Community sehe ich da kein Problem.«

Für den Sohn eines muslimischen Inders, der noch keine anderen südasiatischen Länder besucht hatte, gab es keine wesentlichen Unterschiede zwischen den verschiedenen Ländern. Er glaubte daran, dass das Indernet für alle da war und niemand aufgrund von natio-ethno-kultureller Herkunft oder Religion ausgeschlossen wurde. Als ich ihn später nochmal auf den Namen Indernet ansprach, der sich direkt auf Indien bezog, relativierte er seine Aussage:

»Vom Namen her hat der Pakistaner wahrscheinlich eher Probleme damit als der Inder. Weil er sagt, Pakistan ist ein eigenes Land und wir wollen unsere eigenen Seiten haben. Und genauso ist es wahrscheinlich mit Sri Lanka, aber letztendlich denke ich, es ist das Gleiche.«

Tatsächlich wurde im Jahr 2002 pak24 gestartet, ein Internetportal für Pakistanis. Nach Auskunft von Kader, einem der Gründer, kannten sie das Indernet nicht. Zum Zeitpunkt des Interviews gab es aber Kontakte und die Überlegung miteinander zu kooperieren (vgl. 3.3.6). Anders als die Indernet-Redaktion sah Kader eine kulturelle Differenz zwischen Pakistanis und Inder_innen, Pakistan und Indien und so einen Bedarf für ein spezifisch pakistanisches Portal. Der Erfolg von pak24 bestätigte den Bedarf.

Aus der dominanten Position Indiens (vgl. Baxter et al. 1993, 376–386) wird Süd-asien und seine Differenzen anders wahrgenommen als aus den marginalisierten Positionen der anderen Länder. Bates (2001, 36–39) fragt vor diesem Hintergrund, ob es eine pan-südasiatische Identität gebe. Für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts beobachtet er (ebd. 38) eine Re-Institutionalisierung von religiösen Differenzen sowohl in Süd-asien als auch in der Diaspora. Gleichzeitig stellt er (ebd. 37) fest, dass in der Diaspora neue Identitäten konstruiert werden. Das können sowohl solche mit pan-südasiatischer als auch mit religio-ethno-kultureller Ausrichtung sein. Bei den Interviewten hatte ich den Eindruck, dass sie desto mehr für eine pan-indische bzw. pan-südasiatische Perspektive ansprechbar waren, je weniger Kontakt sie mit und je weniger Wissen sie über Indien und Süd-asien hatten.

Der Indien-Pakistan-Konflikt (vgl. Baxter et al. 1993, 377–382) war auf dem Indernet dennoch von Anfang an präsent. Schon zu Beginn verfasste die Redaktion mehrere Artikel zum indisch-pakistanischen Verhältnis und zur Kaschmir-Krise. Auch in den Foren wurde darüber diskutiert, so dass eine Nutzer_in 2005 fragte: »Hallo, Namaste und Salam an alle! Ohne irgendeinen von euch anzugreifen, habe ich das Gefühl, dass hier einige gegen Pakistan sind.« Dieser Einschätzung wurde von vielen widersprochen. Als im Herbst des gleichen Jahres eine Nutzer_in

mehrere offen anti-pakistanische Diskussionen eröffnete, gab es viel Gegenwehr. Extreme Formen des Anti-Pakistanischen wurde nicht geduldet. Trotzdem sah sich Cricket 2006 gezwungen, eine Umfrage mit dem Titel »Es ist völlig normal für Indien und gegen Pakistan zu sein« zu starten. Si_er startete den Thread, weil die Redaktion nicht auf ihre Beschwerden über beleidigende anti-pakistanische Beiträge reagiert hatte. Auch früher schon war der Indien-Pakistan-Konflikt in den Foren und Gästebüchern hochgekocht. Die Redakteurin Mariam erzählte, dass wegen anti-pakistanischer Posts durch eine Nutzer_in das Gästebuch geschlossen wurde (vgl. 2.2.4):

»Das fand ich schon ziemlich schlimm. Aber die Redaktion hat das Gästebuch gleich geschlossen, da konnte dann niemand mehr was eintragen. Die haben sehr schnell reagiert. Das war nicht mehr fair, das fand auch jeder so, der das gelesen hat. Vielleicht einige, die dann zustimmend genickt haben, aber sich natürlich nicht getraut haben, da was rein zu schreiben. Aber ansonsten, vielleicht mal, da gab es dann so eine Sache, Miss India darf keine Pakistani sein. Da habe ich lange nichts mehr ins Forum reingeschrieben, weil ich nicht wusste, was ich dazu noch schreiben sollte.«

Durch mein insistierendes Nachfragen fielen ihr noch andere Diskussionen ein, die sie anti-pakistanisch fand und die sie zum Verstummen gebracht hatten. Die Redakteurin Rahima hatte einen solchen Vorfall zum Anlass genommen, einen Artikel über Pakistan zu schreiben. Sie erklärte:

»Das lag eigentlich ziemlich nahe, dadurch dass mein Vater oder dass wir ein bisschen Bezug zu Pakistan haben, habe ich mir gesagt, das finde ich interessant, das mache ich. Es gibt nun mal diese Feindschaft zwischen Indien und Pakistan und das finde ich furchtbar. Und da gab es auch auf dem Indernet mal einen kleinen Konflikt. Deswegen fand ich es wichtig, das Länderporträt Pakistan zu machen.«

Rahimas Vater war indischer Muslim mit Verwandtschaft in Pakistan und hatte kurz dort gelebt. Mit ihren Eltern war sie als Kind mehrmals nach Pakistan gereist. Trotz dieses Bezugs zu Pakistan, definierte sich Rahima natio-ethno-kulturell über Indien, und wurde auch von den anderen Redaktionsmitgliedern so wahrgenommen. Ihr »bisschen Bezug zu Pakistan« führte allerdings dazu, dass sie unter dem Konflikt zwischen Inder_innen und Pakistanis litt. Sie erklärte:

»Pakistan gehört zu Indien, denn die Geschichte verbindet Indien mit Pakistan, allein durch die Teilung 1947. Eine gute Seite über Indien muss so etwas auf jeden Fall bringen, deswegen ist es wichtig, Informationen über Pakistan zu haben. Ich möchte auch selber über Pakistan informiert sein und wissen, wie ist das in Pakistan. Denn schließlich kommen wir alle aus dem gleichen ursprünglichen Land.«

Damit teilte Rahima die Einschätzung von Devraj und Salman. Indien und Pakistan hatten ursprünglich zusammengehört und wurden durch die Teilung auseinandergerissen. Auf meine Nachfrage hin, ob das Gleiche für andere südasiatische Länder und explizit für Bangladesch gelte, bestätigte sie das. Für die anderen südasiatischen Länder interessierte sie sich aber nicht so sehr wie für Pakistan. Das galt auch für die meisten anderen.

Mariam vermutete, dass die Redaktion gerne pakistanische Nutzende gehabt hätte. Sie glaubte aber nicht, dass sie damit erfolgreich war, und hatte den Eindruck, dass sich auf dem Indernet Pakistanis nur verdeckt beteiligten. Sie selbst hatte als Tochter von pakistanischen Migrant_innen nicht damit gerechnet, von einer indischen Redaktion positiv aufgenommen zu werden. Daher war sie positiv überrascht, dass sie nie »anders behandelt« wurde und die Redaktion »wirklich eine Familie« war. Beim Schreiben aber blieb das Gefühl der Unsicherheit:

»Das Einzige, worüber ich mir Sorgen gemacht hätte, ist, dass wenn ich einen Artikel schreibe und dann jemand sagt, man merkt schon schnell vom Namen, dass der muslimisch ist und dann schließt man schon schnell auf Pakistan, wobei es ja nicht sein muss. Dass da vielleicht von den Lesern so Sachen kommen, weil die das irgendwie nicht in Ordnung finden, dass zum Beispiel über das Taj Mahal, das doch sehr indisch ist, vielleicht will man das nicht so gerne, dass das eine pakistanische Redakteurin verfasst hat.«

Mariam wusste, dass ihr Name sie als Muslimin identifizierte und hatte deswegen (anders als Rahima) Sorge, nicht nur als Muslimin, sondern auch als Pakistani erkannt zu werden. Ähnlich wie Klaus hatte sie Angst, dass ihr ohne indischen Namen die Legitimation, über Indien zu schreiben, abgesprochen werden könnte¹⁸. Im Gegensatz zu Klaus passte sie aber ihren Namen nicht an, sondern stand zu ihrer pakistanischen Zugehörigkeit. Mariam ließ anti-pakistanische und anti-muslimische Äußerungen in der Regel nicht unkommentiert und entlastete so die Redaktion. Andere Redakteur_innen erklärten mir, dass sie sich darauf verlassen konnten, dass Mariam einschreiten würde. Gleichzeitig verkörperte Mariam auch die Diversität und Liberalität der Redaktion, wie aus Robins Reaktion auf meine Frage nach anti-muslimischen und anti-pakistanischen Positionen auf dem Indernet deutlich wird: »Ich meine, wir hatten ja auch eine Pakistanerin bei uns in der Redaktion und das spiegelt das wieder, dass man da nicht irgendwie anti-irgendwas ist. Wir haben auch mit pak24 kooperiert, so ist es ja nicht.« Interessanterweise erwähnte Robin in dieser Rechtfertigung weder Salman noch Rahima,

18 Dass Mariam ihre Sorge mit einem Artikel über das Taj Mahal illustrierte, ist interessant. In Deutschland ist es ein zentrales Symbol Indiens. Es ist aber auch ein muslimischer Bau. Warum sollte eine Muslimin darüber nicht schreiben dürfen?

obwohl diese auch beide in der Redaktion waren und sich als Muslim_innen verstanden. Womöglich weil die beiden nicht Pakistani, sondern Inder_innen waren, fühlte sich Robin ihnen näher und sie fielen ihm nicht als signifikante Andere ein. Die Nutzerin Savitri hingegen führte Salman als Absicherung gegen anti-muslimische Tendenzen im redaktionellen Teil an:

»Salman ist auch Muslim. Der würde es nicht gutheißen, wenn plötzlich ein Artikel gepostet wird, in dem Vorurteile bezüglich Muslimen aufgegriffen werden. Was das Problem sein kann, ist, dass dadurch, dass diese Foren angeboten sind, so etwas natürlich auch zutage gefördert wird, dass einfach die Hemmschwelle niedriger ist, seine Meinung zu äußern.«

Savitri wies darauf hin, dass die Anonymität der virtuellen Foren einen Raum schuf, in dem sich anti-muslimische Äußerungen leicht tätigen ließen (vgl. Döring 2003, 270-279). Wenn sie diese wahrnahm, versuchte auch sie zu intervenieren.

Der Konflikt zwischen Indien und Pakistan hat jeweils aktuelle Anlässe, geht aber auf die Teilung Britisch Indiens im Jahr 1947 zurück (vgl. Kulke und Rothermund 1982, 326-339). Die Kolonialmacht Großbritannien teilte ihre Kolonie in ein mehrheitlich muslimisches Pakistan (inklusive dem heutigen Bangladesch) und ein mehrheitlich hinduistisches Indien, und entließ diese beiden Staaten in die Unabhängigkeit. Diese Teilung auf Basis von Religion hatte eine längere Vorgeschichte (vgl. Oomen 2004, 132). Unter der britischen Kolonialherrschaft wurde die Strategie des Teilens und Herrschens verfolgt. Das bedeutete die Aufteilung der Kolonisierten in verschiedene ethnische Gruppen und die Beförderung von Konkurrenz zwischen ihnen (vgl. Bates 2001, 4-5). Laut Bates (ebd. 1) stammt der südasiatische Begriff des Communalism aus dieser Zeit der Kolonialherrschaft im 19. Jahrhundert und bedeutet das Ausnutzen und Manipulieren von religiösen und/oder ethnischen Unterschieden für politische Zwecke. Diese Geschichte von Konflikten erklärt auch, warum die Begriffe Pakistani und Muslim in Indien häufig synonym verwandt werden (vgl. Brah 1996, 161). Muslim_innen werden des Verrats an Indien verdächtigt. Bates (2001, 2) argumentiert zudem, dass in den 1990ern der Communalism in Indien zunahm und sich auch in Migrant_innengemeinschaften zeigte – so auch auf dem Indernet. Trotz aller Erklärungen der Redaktion für ganz Südasiens und alle Religionen offen zu sein, erfuhren insbesondere Pakistanis und/oder Muslim_innen immer wieder, dass sie nicht von allen für zugehörig gehalten wurden.

1.4.7. Nationalismus

Auch der deutsche Journalist Detlef ging davon aus, dass Anti-Muslimisches auf dem Indernet keinen Platz haben könne, da Salman dies nicht zulassen würde. Ihm war aber aufgefallen, dass das Internetportal sehr auf Indien ausgerichtet und

nationalistisch war. Dieser Eindruck wurde von einigen der Interviewten geteilt. Manish erklärte, dass er sich deshalb auf dem Indernet nicht ganz wohl fühlte. Auch Devleena war durch nationalistische Beiträge abgeschreckt:

»Es geht irgendwie in fast jedem Artikel über Indien. Ich habe auch einmal oder zweimal bei einem Artikel *Jai Hind* am Schluss gelesen und da weiß ich nicht, wie das gemeint ist. Wenn dieses *Jai Hind* mit so einer Selbstironie dahinter gemeint ist, dann ist es ok. Aber ich hatte manchmal durchaus das Gefühl, weil Indien immer sehr hoch gelobt wurde.«

Devleena war von der Formulierung »*Jai Hind*« am Ende eines (oder mehrerer) Artikels irritiert. Übersetzen lässt sich dieser Ausruf mit »Es lebe Indien« oder »Sieg Indien«. Dieser Slogan aus dem indischen Unabhängigkeitskampf wird Subhas Chandra Bose zugeschrieben. Im Gegensatz zu Mahatma Gandhi setzte sich Bose für bewaffneten Widerstand gegen die Kolonialherrschaft ein und suchte dafür auch die Unterstützung des nationalsozialistischen Deutschlands (vgl. Kuhlmann 2003). Ob Devleenas Irritation auf diese Zuschreibung zu Bose zurückzuführen war oder ob sie allein die nationalistische Anrufung an *Hind/Indien* problematisch fand, habe ich nicht erfragt. In jedem Fall fand sie eine ernsthafte Verwendung des Slogans problematisch. Auch ich war in einem Artikel zur Bedeutung des Indernets über den Abschluss »*Jai Bharat – Jai Indernet!*« gestolpert und hatte den Autor Anirban befragt, ob dies ein Zeichen von Patriotismus gewesen sei. Er antwortete:

»Ich glaube, im Ausland ist ein bisschen Patriotismus als... Ich will nicht sagen, das ist nicht gegenüber den Deutschen, das war quasi ein Zuruf an die Inder. Ich würde niemals jetzt vor den Deutschen sagen: *Jai Hind* und wir bekriegen euch, das auf keinen Fall. *Jai Hind* habe ich gar nicht geschrieben, *Jai Bharat*. *Jai Hind* hören, glaube ich, die Moslems nicht so gerne. Deswegen *Jai Bharat*.«

Anirban kam beim Antworten etwas ins Schleudern, da er ein gewalttätiges Potential des Slogans »*Jai Hind*« gegenüber Muslim_innen und Deutschen sah. Er schien den Slogan aber trotzdem ernst gemeint zu haben, um für Patriotismus gegenüber dem Herkunftsland der Eltern zu appellieren. Ob seine Begriffswahl *Bharat* inklusiver wirkte als *Hind*, kann ich nicht einschätzen.

Devleena störte auch, dass das Indernet ein ausschließlich positives Indienbild verbreiten wollte. Dieses Ziel wurde mir von den Gründern des Indernets bestätigt (vgl. 2.4.3). Das Indernet wollte einen positiven Bezug zu Indien schaffen oder wie der Redakteur *Bharat*¹⁹ formulierte: »Wir hatten aber auch alle diesen Ehrgeiz, dieses indische Ding so ein bisschen voranzutreiben.« Als ich ihn nach dem Grund fragte, antwortete er:

19 *Bharat* ist sowohl eine Bezeichnung für Indien als auch ein Männername.

»Weil wir auch alle sehr also stolz sind oder, ich sag mal, froh sind, indischer Abstammung zu sein. Weil, das bereichert einen. Indien ist ein großartiges Land. So ein patriotischer Aspekt steckt auch da drin. Vielleicht auch, wenn man in der Diaspora ist, dann glaub ich, kommen so patriotische Gefühle auf und man sucht mehr Kontakt zu anderen Mitgliedern der Gemeinschaft.«

Auch van der Veer (1995, 4-7) argumentiert, dass Nationalismus gerade in der Migration entsteht. Erst fern von Indien werden Migrant_innen zu Inder_innen. Indien wird als einheitliche Nation wahrgenommen, romantisiert und entsteht dadurch in der Imagination. Wie van der Veer (ebd. 7) argumentieren auch Gardner und Shukur (1994, 158-159), dass Ausgrenzungserfahrungen als Migrant_innen diesen Prozess der nationalistischen Hinwendung zum imaginierten Herkunftsland begünstigen können. Bozay (2005, 344-345) benennt als Gründe für verstärkte ethnisch-nationalistische Orientierungsmuster und türkisch-nationalistische Identifikationsmerkmale sowohl offen rassistische Vorfälle als auch subtilere Ausgrenzungen in Medien, Beruf und Alltag in Deutschland sowie politische Entwicklungen in der Türkei und die Einbeziehung von Auslands-Türk_innen durch die türkische Regierung. Ähnliche Faktoren dürften, wenn auch in abgeschwächter Form, für junge Menschen gelten, die in Deutschland als Inder_innen angesprochen wurden. Auch sie erfuhren offene und subtile Ausgrenzung, auch sie waren zum Teil von politischen Entwicklungen in Indien beeinflusst und auch sie wurden von der indischen Regierung als Inder_innen angesprochen (vgl. Santos Ribeiro de Oliveira 2014). Durch das Internet bekamen die Kinder der Migrant_innen ein Medium, mit dem sie sich, wie Miller und Slater (2000, 18-21) argumentieren, über ihre direkte Umgebung hinaus positionieren konnten. Durch diese potentiell globale Reichweite entwickelt sich laut Miller und Slater (ebd. 114-115) ein Internet-Nationalismus, der es der Einzelnen ermöglicht, das zu werden, was si_er schon immer sein wollte – in diesem Fall: sich zu einem natio-ethno-kulturellen Kontext zugehörig zu fühlen und stolz auf diesen zu sein. Kuntsman (2009) wiederum analysiert, wie die virtuelle Herstellung von Zugehörigkeit mit Gewalt (unter anderem im Namen der Nation) gegen Andere einhergeht.

Bharat erklärte, dass er stolz auf seine indische Herkunft sei. Durch diese – und weil Indien ein großartiges Land sei – sei er bereichert worden. Anirban war es wichtig, dass die indische Kultur auch in der Migration erhalten bliebe. Auf meine Frage, warum er dies wolle, antwortete er:

»Damit nichts verloren geht, was von unseren Eltern gegeben worden ist. Weil das finde ich sehr schade. Zum Beispiel, es gibt sehr, sehr viele Kinder hier, die ihre Sprache nicht können. Das werfe ich keinem einzigen Inder vor, aber das werfe ich vielleicht, obwohl ich weiß nicht, ob man so was vorwerfen kann. Aber viele Eltern wollen ihren Kindern das nicht zumuten, sagen die immer. Die wollen eigentlich nur das Beste. Das kann man ihnen auch nicht vorwerfen, aber kein Kind ist über-

fordert, zweisprachig aufzuwachsen. Die Religion, also ich finde, ich werde meine Kinder nicht hinduistisch erziehen oder nicht christlich, sondern einfach humanistisch. Klar werde ich meine Götter haben. Ich werde darauf achten, dass meine Kinder auch damit aufwachsen. Genauso aber mit dem, was hier in Deutschland gültig ist, also was hier mehrheitlich akzeptiert, praktiziert, wie das Christentum, meinestwegen auch den Islam. Aber ich möchte, dass sie gläubig aufwachsen, das ist für mich das Wichtigste. Gläubig und offen und humanistisch. Das ist wichtig.«

Warum ihm wichtig war, dass das kulturelle Erbe der Eltern nicht verloren gehe, führte Anirban nicht aus. Deutlich wurde aber, dass er das Gefühl eines Verlustes hatte und diesem entgegentreten wollte. Ein vergleichbar diffuses Ringen und Auseinandersetzen mit der (fehlenden) Zugehörigkeit zu Indien zieht sich auch durch die Beiträge zur Rubrik »Mein Indien«. In den ersten Jahren des Indernetns erschienen unter dieser Überschrift Beiträge von Nutzenden, die sich mit Indien und seinen Gegensätzen beschäftigten und die von dem Wunsch durchzogen waren, auf Indien stolz sein zu können. Auch im Forum war Patriotismus immer wieder Thema. Aber selbst für jene, die den Begriff Patriotismus nutzten, war dieser nicht unproblematisch. Anirban antwortete mir auf die Frage, ob er sich als Patriot verstehe:

»Also, ich weiß nicht. Patriot, Nationalist, Heimat. Ich kann mit den Begriffen wenig anfangen. Ich stehe auf jeden Fall dazu. Ich würde nicht in Krieg ziehen für mein Land, ich würde generell in keinen Krieg ziehen für kein Land. Patriotismus ist vielleicht auch eine Sache, die momentan nicht angesagt ist generell auf der Welt.«

Wie schon in Bezug auf den Slogan »Jai Hind« war sich Anirban in Bezug auf die Begriffe unsicher. Er sah ihre negativen Konnotationen und machte klar, dass sein Patriotismus nicht so weit ginge, dass er dafür sterben oder töten würde. Sein Redaktionskollege Devraj distanzierte sich klar:

»Ich halte grundsätzlich nichts von Nationalismus. Dass man sagt ›Indien über alles‹ und solche Sachen, davon halte ich nichts. Ich meine, es ist klar, man sollte seine Wurzeln nicht leugnen, man soll seine Wurzeln auch nicht vergessen, man soll, so gut wie man kann, seine Muttersprache oder überhaupt allgemein gefasst seine Herkunft pflegen, aber man soll es auch nach außen hin nicht so übertreiben.«

Wie für Anirban war es für Devraj wichtig, dass die Kultur der Eltern gepflegt wurde. Das war aber für ihn nicht Nationalismus. Nationalismus verband er mit einem ausschließlichen Bezug auf Indien, der alles andere abwertete. Das machte möglicherweise auch das Unwohlsein von Anirban in Bezug auf (seinen eigenen) Patriotismus aus. Ihr Hadern mit den Begriffen Nationalismus und Patriotismus

lässt sich durch verschiedene Ausprägungen in historischen Nationalismen erklären. In vielen ehemals kolonialisierten Ländern ist Nationalismus einerseits positiv mit dem anti-kolonialen Kampf verbunden. Hall (1994, 221) führt dazu aus, dass in den Unabhängigkeitsbewegungen Afrikas und Asiens die »Wiedererweckung kultureller ›Wurzeln‹ und die Rückkehr zu Orthodoxie [...] eine machtvolle Quelle der Gegenidentifikation« war und häufig noch ist. Andererseits gehen mit dem emanzipatorischen Potential von Nationalismus gegenüber Kolonialismus und Fremdherrschaft Tendenzen zu innerer Dominanz, Ausgrenzung und Diskriminierung von Minderheiten einher, wie Pieterse (2004, 34) argumentiert (vgl. Balibar 1991, 46). Zudem wird Nationalismus bzw. Patriotismus von Staaten genutzt, um Ressourcen gegen andere (Feindes-)Staaten zu sammeln, wie Oomen (2004, 135) argumentiert. Dabei wird Staat und Nation gleichgesetzt und Nationalismus durch den Hass auf Andere genährt. Wallerstein (1991, 82) führt aus, dass Nationalismus durch jegliche Gruppe, die ihre Interessen gegen andere Gruppen außerhalb des Staates oder in einer Region des Staates mit staatlichen Mitteln durchsetzen will, als Rechtfertigung genutzt werden kann. Nationalismus kann also sowohl emanzipatorisch als auch repressiv eingesetzt werden (vgl. Brah 1996, 161-162; Mannur 2003, 287). Nach Balibar (1991) ist er dabei immer mit Rassismus verflochten. Rassismus lässt sich durch Nationalismus ausdrücken (vgl. ebd. 37). Die Abwertung derer, die nicht als zugehörig zur Nation verstanden werden, und das Höherstellen der Zugehörigen ist naheliegend. Abwertendes lässt sich auch in Bharats Verständnis von Patriotismus finden. Auf meine Frage, was für ihn Patriotismus bedeutete, erklärte er:

»So eine Art Stolz auf die Kultur. Auch die Einzigartigkeit des Landes. Ich meine, wenn man jetzt, wenn meine Eltern aus Bolivien kommen würden oder so zum Beispiel, da gibt es halt noch Tausend andere südamerikanische Länder, die irgendwie ähnlich sind. Das wäre in der Hinsicht nicht so was Besonderes. Aber Indien ist eine Hochkultur und existiert schon 3000 Jahre und hat auch Gandhi hervorgebracht und so diese ganze spirituelle Sache und das macht schon irgendwie was sehr Besonderes.«

Bharat ging es nicht nur darum, dass er sich dem Herkunftsland seiner Eltern und deren Kultur verbunden fühlte. Es ging ihm darum, dass Indien nicht nur für ihn, sondern ganz generell etwas Besonderes, etwas Besseres sei und er sich deswegen dazu bekenne. Um das zu argumentieren, machte er einen hypothetischen Vergleich mit Bolivien. Bharat implizierte, dass es kaum Grund gäbe, auf eine Herkunft aus Bolivien stolz zu sein. Eine ähnliche Hierarchie formulierte auch Anirban, wenngleich weniger absolut. Auch er sah Indien als etwas (objektiv) Besonderes an:

»Unsere Kultur ist eine sehr schöne Kultur und in der Tat, also, es hört sich jetzt blöd an, aber, natürlich hat jede Kultur ihre Existenzgrundlagen und ihre Berechtigung. Aber es gibt einfach Kulturkreise, auch Sprachen, wo ich sage, das möchte ich nicht, ja, da ist auch ein Versperren vielleicht. Also nicht, dass ich die Leute nicht gleichwertig ansehe. Aber damit möchte ich mich nicht näher beschäftigen, weil das völlig uninteressant ist. Es gibt auch Kulturen, zum Beispiel die chinesische Kultur, die arabische Kultur – das interessiert mich einfach und damit würde ich mich auch näher beschäftigen. Aber es gibt auch Kulturen, wo ich denke, das langweilt mich.«

Anirban und Bharat begründeten ihre patriotischen Gefühle damit, dass Indien eine besondere Hochkultur sei. Der Ausruf »Jai Bharat« und das Herausheben besonderer Errungenschaften Indiens passt zu dieser Einstellung. Auf Savita machte dies den Eindruck eines übertriebenen Nationalismus: »Ich hatte so den Eindruck dieses indischen Nationalismus, dass Inder stolz sein können auf ihr Land. Das wurde ein bisschen exzentrisch betrieben. Fast so wie bei der ersten Generation kam mir das vor.« So wie Savita vom Regionalismus und Communalism von Mitgliedern der zweiten Generation in Deutschland überrascht war, zeigte sie sich auch vom starken Nationalismus und der Verklärung Indiens auf dem Indernet überrascht. Noch etwas Anderes irritierte sie: »Ich glaube es kam auch noch was zu Ayodhya, wo Dinge erklärt wurden sehr sachlich und sehr nüchtern, wo ich mir so dachte, so kann man das auch nicht darstellen, so in dieser Einseitigkeit.« Auf genau welchen Artikel Savita sich dabei bezog, weiß ich nicht. In der Anfangszeit des Indernets gab es verschiedene Artikel, die sich auf die Zerstörung der Babri Moschee in Ayodhya im Jahr 1992 bezogen. Ayodhya steht für den Höhepunkt einer hindunationalistischen Kampagne, die nicht nur zur Zerstörung der Moschee, sondern auch zu Pogromen gegen Muslim_innen in ganz Indien führte (vgl. Jaffrelot 1996, 449-481). Savita war in dieser Zeit in Bombay, wo besonders schwere Ausschreitungen erfolgten und hatte die Gewalt direkt erlebt. Die nüchterne Berichterstattung über den Auftakt für einen der schlimmsten Pogrome in der Geschichte der indischen Republik empfand sie einseitig und (auf meine Nachfrage) verharmlosend.

Die Existenz nationalistischer/patriotischer Berichterstattung und das Tolerieren von hindunationalistischen Beiträgen beeinflussten, wer sich zum Indernet zugehörig fühlen konnte und wer nicht. So fühlten sich Manish, Devleena und Savita nicht ganz wohl mit der Berichterstattung und den Diskussionen in den Foren. Samira, deren Vater aus Pakistan stammte, wurde gar nicht erst zu einer Nutzerin. Sie hatte Redakteure des Indernets offline kennengelernt und sie als sehr Indien- und Hindubezogen wahrgenommen. In Diskussionen mit ihnen fühlte sie sich unwohl, mit ihrer Biografie nicht einbezogen, während sie sich im Rahmen der DIG engagierte und anerkannt sah.

1.4.8. Hindu-Nationalismus

Auch mir war die Berichterstattung zu Ayodhya verharmlosend erschienen. Auch ich war im Dezember 1992 zufällig in Indien gewesen, hatte mich später im Rahmen meines Studiums ausführlich mit dem Hindu-Nationalismus (vgl. Jaffrelot 1996; Basu et al. 1993) beschäftigt und mich auch danach damit auseinandergesetzt (vgl. Noorani 2001; Varadarajan 2002). Der Hindu-Nationalismus²⁰ folgt der Ideologie der Hindutva, die Indien als hinduistische Kultur definiert und von allen Inder_innen fordert, Indien sowohl als Vaterland als auch als Heiliges Land anzusehen. Für alle Religionen, deren Ursprung nicht in Indien liegt, ist dies nicht möglich. Die Ausgrenzung insbesondere von Muslim_innen – aber auch von Christ_innen – gehört damit zum Grundverständnis der Hindutva und hat wiederholt zu Pogromen geführt. Institutionalisiert ist der Hindu-Nationalismus im Bündnis Sangh Parivar. Zu diesem gehören die Kaderorganisation RSS (Rashtriya Swayamsevak Sangh), der sogenannte Welt-Hindu-Rat VHP (Vishva Hindu Parisad) sowie die Partei BJP (Bharatiya Janata Party). Die BJP vertritt dabei eine moderatere Politik als RSS und VHP, ist mit diesen aber eng verknüpft. Die BJP stellte von 1998 bis 2004 (also in der Anfangszeit des Indernets) den indischen Premierminister und gewann 2014 sowie 2019 wieder die Wahlen. VHP und RSS mobilisierten für die Wiedererrichtung eines Tempels für den Gott Ram in Ayodhya, der angeblich am Ort der Babri Moschee gestanden hatte, und waren für die Zerstörung der Moschee und die folgenden Pogrome verantwortlich. Die VHP war dabei auch im Ausland aktiv und warb unter anderem unter den indischen Migrant_innen in Deutschland für Unterstützung (vgl. Jürgenmeyer 1992; Dessai 1993, 22-24). Bis zur Zerstörung der Moschee in Ayodhya war sie damit erfolgreich und konnte auch unterstützende Grußworte aus der Dominanzgesellschaft einwerben (vgl. Jürgenmeyer 1992). Nach den Pogromen im Dezember 1992 rückten dann etliche (aber bei weitem nicht alle) Migrant_innen von einer offenen Unterstützung der VHP ab (vgl. Dessai 1993).

Vor diesem Hintergrund reagierte ich alarmiert auf alles, was mir wie eine Verharmlosung dieser rechten Ideologie und Politik vorkam. So betrachtete ich das Indernet kritisch, war besonders aufmerksam gegenüber Anti-Muslimischem sowie der Gleichsetzung von Indien mit Hindus und fragte in den Interviews nach Hindu-Nationalismus. Savita ging nicht so weit, dass von ihr Beobachtete als hindunationalistisch einzuordnen, für sie war es extremer Nationalismus mit Ausblendungen gegenüber hindunationalistischer Gewalt. Neha, die Indologie studiert hatte, widersprach vehement meinem Eindruck, dass das Indernet auch ein Ort für Hindu-Nationalismus war. Bernd, der beim Internetportal suedasien.info mitarbeitete, differenzierte zwischen verschiedenen Bereichen des Indernets. Auf

20 Für einen Überblick siehe auch Bhatt und Mukta (2000).

meine Frage nach seinem Eindruck des redaktionellen Teils des Indernets erklärte er:

»Ich fand es manchmal ein bisschen nationalistisch, was ich verstehen kann aus der Identitätsperspektive. Dass die Leute das alles so aus einer leichten Verklärung betrachten. Aber ich war auch mal im Chat, irgendeine religiöse Streitsache gab es da und da dachte ich: ›Oh Gott, das sind ja fast hindunationalistische Äußerungen!‹ Das fand ich gruselig. Aber das ist nicht so ganz in den Nachrichten oder in deren Berichten, die versuchen das schon so ein bisschen säkular und einheitlich, Vielfalt und so einen Ansatz zu erklären alles.«

Wie Savita fand auch Bernd die Artikel auf dem Iternet nationalistisch, aber nicht hindunationalistisch. Einen anderen Eindruck hatte er vom Chat. Die Nutzerin Nisha hatte Ähnliches im Forum wahrgenommen und war damit nicht alleine. Cricket forderte 2006 eine andere Nutzer_in dazu auf, ihre Threads »mit deinen hindunationalistischen, populistischen und verleumdenden, aus der Luft gegriffenen Aussagen [zu] verschonen«. In den interaktiven Teilen des Indernets (vgl. 2.2.3; 2.2.4) konnte es immer wieder zu hindunationalistischen Äußerungen bzw. Verharmlosung von Hindu-Nationalismus kommen. Mitra (1997, 65) beschreibt ähnliches für US-amerikanische Newsgroups von Migrant_innen aus Indien. Auf dem Iternet nahmen sie ganz unterschiedliche Formen an, wie eine Diskussion zu indischen Parteien im »Nachrichten und Medien«-Forum im Sommer 2002 illustriert. Rohit eröffnete diesen Thread mit dem Post: »Kennt sich einer etwas besser mit der indischen Politik aus? Ich kenne kaum eine Partei, außer der BJP? Welche Ziele verfolgen sie? Die Witwe (Italienerin) von Rajiv Gandhi. Ist sie politisch noch aktiv?« Aus diesen Fragen entwickelten sich im Wesentlichen drei Diskussionsstränge: einer über Sonia Gandhi und die Congress-Partei, einer über die BJP und andere rechte Parteien sowie einer über Sikhs. Mich beeindruckte dabei das allgemeine Unwissen über indische Politik verbunden mit einer Nähe zu rechten Parteien sowie das selbstverständliche Äußern von Anti-Muslimischem. Das Unwissen zeigte sich vor allem in der Diskussion über Sonia Gandhi. Zum Zeitpunkt der Diskussion war sie Präsidentin der Congress-Partei sowie Oppositionsführerin im Parlament, sie war also politisch höchst aktiv. Trotzdem wusste Rohit nur, dass sie Witwe von Rajiv Gandhi war, aus Italien stammte und Kinder hatte. Aus seinen und anderen Posts sprach eine implizite Abneigung gegenüber der Nehru-Gandhi-Dynastie²¹ sowie der Nicht-gebürtigen-Inderin. Für welche Partei diese Dynastie stand, wusste Rohit nicht. Auf eine sehr präzise Antwort von Larki reagierte er

21 Jawaharlal Nehru war der erste Premierminister Indiens. Seine Tochter Indira Gandhi wurde später auch Premierministerin und baute ihren Sohn Sanjay zu ihrem Nachfolger auf. Nach dessen Tod übernahm sein Bruder Rajiv diese Rolle. Als Rajiv bei einem Attentat ums Leben kam, trat seine Witwe Sonia in die Politik ein und später ihre Kinder.

nicht, stattdessen fragte er: »Gibt es in Indien solche Parteien wie die Republikaner? Also stark rechte?« Diese Frage kam für mich überraschend, da Bala schon auf Rohits Eingangsfrage geantwortet hatte: »Es gibt noch eine andere Partei namens Shiv Sena. Da sind die Thakerays zu Hause. Die verfolgen auch mehr Ziele, Moslems aus dem Land zu vertreiben. Bal Thakeray meinte einmal, dass er die Gedanken und Motive von A. Hitler teilt.« Mit dieser Beschreibung liegt es nahe, die Shiv Sena als »stark rechte« Partei einzuordnen. Rohit sah das entweder nicht so oder las die Antworten auf seine Fragen nicht genau. Er reagierte auch nicht weiter auf Bharats Einschätzung, dass die Shiv Sena »extrem rechts, gegen Muslime, stark Marathi-faschistisch« sei. Die BJP wiederum wurde von Ranga als »Mitte rechts (nationalistisch)« eingestuft und Bharat schrieb zu ihr: »Die BJP ist angeblich hindunationalistisch, entpuppte sich jedoch (zum Glück) eher als Schaf im Wolfspelz. Der Premier Atal Behari Vajpayee ist recht moderat.« Neben Larki war Bharat der Einzige dessen Antworten eine fundiertere Kenntnis indischer Politik zeigten. So hatte er auch Informationen über die Congress-Partei gepostet und erwähnt, dass es auch regionale und kommunistische Parteien gab.

Bharat beeindruckte nicht nur in dieser Diskussion durch Detailkenntnisse und ausführliche Faktenbeiträge. Als ich ihn zwei Jahre später interviewte, erfuhr ich, dass er sich intensiv mit hindunationalistischen Ideen auseinandergesetzt hatte. Seine indische Familie stand sowohl der BJP als auch der RSS nahe. Er war mit deren Ideologien schon als Kind vertraut gemacht worden. In seinen Ausführungen reproduzierte er viel hindunationalistische Rhetorik, distanzierte sich aber klar von jeder Gewalt. Er hatte sich ein Verständnis zusammengesetzt, dass ihm, der sich in Bezug auf deutsche Politik links verortete, erlaubte, die Grundlagen der Hindutva für richtig zu halten und gleichzeitig die Ausgrenzung von Minderheiten nicht als notwendige Folge zu sehen. Mit seinen Detailkenntnissen und Wortgewaltigkeit beeindruckte Bharat sowohl in Forendiskussionen als auch in Artikeln viele andere Nutzende und auch Redakteur_innen. Viele lasen seine Beiträge gerne. Als ich in Interviews über seine Nähe zum Hindu-Nationalismus sprach, waren viele überrascht bzw. sahen dies als unproblematisch an.

Savitri war eine der wenigen, die Hindu-Nationalismus als Problem bezeichnete. Auf meine Einschätzung, dass ich die meisten Nutzenden als eher apolitisch wahrnahm, antwortete sie:

»Das kann schon sehr gut sein, das ist mir auch wieder aufgefallen, weil da manchmal der sachliche Diskurs fehlt. Da merkst du dann schon, dass da irgendwelche Argumente aufgegriffen werden, die man eigentlich in Grund und Boden stampfen könnte, die nicht viel hergeben an Informationsgehalt.«

Die Diskussion um die indischen Parteien kann als Beispiel hierfür dienen. Obwohl die meisten offensichtlich wenig über indische Politik wussten, diskutierten sie miteinander und formulierten Wertungen. Jene, die mehr zu einem Thema zu

sagen hatten und wirkten, als ob sie viel wussten, konnten dabei Diskussionen prägen. Zu diesen Nutzenden gehörte unter anderem Bharat. In der Diskussion über die indischen Parteien war es auch Lion, der den dritten Diskussionsstrang mit folgendem Post startete:

»Sonia Gandhi spinnt meiner Meinung nach. In einem Interview sagte sie, wenn ich an die Macht komme, werde ich alle Sikhs ausrotten! (Wahrscheinlich rührt ihre Wut daher, dass ihre Schwiegermutter (Indira Gandhi) von zwei Sikhs umgebracht wurde. Warum wissen wir alle.)«

Es folgte eine Reihe von Nachfragen mit Erklärungen von Lion und anderen Nutzenden, unter anderem über den Kampf von (einigen) Sikhs für ein unabhängiges Khalistan. Nur eine Nutzer_in fragte nach der Quelle für das Interview, hakte aber nicht weiter nach als Lion sagte, dass er es in Zee TV gesehen hätte. Die mir unwahrscheinlich scheinende offene Gewaltankündigung von Sonia Gandhi blieb so unhinterfragt. Lion schrieb später in der Diskussion: »Ich kann nicht verstehen, warum Sonia Gandhi so eingestellt ist. Ohne die Sikhs gäbe es heute auch keine Hindus, sondern ganz Indien wäre muslimisch.« In dieser Aussage steckt zum einen die Annahme, dass Sonia Gandhi im Hinduismus einen besonderen Wert sah, zum anderen, dass der Islam ein akzeptiertes Feindbild war. Die Aussage führte zu Abwehr, aber nicht wegen des anti-muslimischen Gehalts. Ranga schrieb: »Ist etwas krass finde ich. Es gibt ja noch Jains, Christen usw.« und Paisa widersprach:

»Das stimmt nicht! Einer der größten Kämpfer gegen die Mogulherrschaft war Shivaji Maharaj, an seinem Königreich Maharashtra sind die Moslems nie weitergekommen! Deshalb gibt es südlich Maharastras kaum Moslems!«

Dass die Muslime gestoppt werden mussten, war Konsens. Die Frage war nur, wer dafür die Anerkennung verdiente. Sowohl Sikh-Aktivist_innen wie Vertretende eines starken Maharashtra wollten ihre Gemeinschaft mit dem Kampf gegen die Mogulen aufwerten. Ranga antwortete auf Paisas Post mit »Genau: Jai Shiva jee Maharaj (von dem erzählt mir immer mein Dad)« und fragte nach, ob Paisa auch aus Maharashtra stammte. Mit dieser Verehrung für Shivaji liegt es nahe, dass auch Rangas Vater dem Hindu-Nationalismus nahestand. Nicht nur für die Shiv Sena ist Shivaji ein wichtiger Nationalheld. Paisas Aussage, dass es südlich von Maharashtra kaum Muslime gäbe, entbehrt jeglicher Grundlage. So war das südlich gelegene Hyderabad ein muslimisches Fürstentum und gibt es in Kerala einen großen Bevölkerungsanteil von Muslim_innen. Aber auch diese Aussage wurde so hingenommen und nicht hinterfragt.

Über die Jahre kam es in den Foren wiederholt zu Diskussionen, ob bestimmte Argumentationen hindunationalistisch seien. So reagierte eine Nutzer_in 2001 in einer Diskussion zum Thema »Leitkultur (Hinduismus)« auf Beiträge von Indischer Held mit: »Wenn man dich so schreiben sieht, dann kommt gleich der erste

Gedanke ›Ist diese Person vielleicht ein Mitglied der Partei RSS?‹« Daraufhin kam es zu einer kontroversen Diskussion, wobei Indischer Held seine Position verteidigte und Mariam ihm zustimmte, dass Indien Hindustan sei, während Salman die These, dass Indiens Kultur hinduistisch sei, bedenklich nah am Verständnis der Shiv Sena sah. Zur gleichen Zeit warnte Indischer Held im Thread »Obacht! Hindu-Nazis im Netz« vor hindunationalistischen Aktivitäten im Internet, listete Links zu verschiedenen extremistischen Seiten auf und endete mit »Kein Fußbreit dem Faschismus!«. Wenn dies nicht ein geschickter Trick war, um die Links unterzubringen, ohne dafür angeklagt zu werden, zeigte es, dass die Einteilung in hindunationalistisch oder nicht, nicht so einfach war. Das zeigte sich auch in der Forumsdiskussion »Es gibt keinen Hinduismus« im Jahr 2006. Darin ging es auch um Hindu-Nationalismus. Proud schrieb irgendwann beleidigt: »Super. Früher oder später kommt es in diesem Forum immer dazu: meine Meinung wird als hindunationalistische Propaganda abgetan, nur, weil ich nicht mit allem einverstanden bin, was aus dem Hinduismus gemacht wird!«, worauf ihm Beta antwortete: »Erstaunlich! Diese Verletzbarkeit für jemanden, der mir noch vor kurzer Zeit hindunationalistische Propaganda vorwarf!« Hindunationalistisch zu sein, wurde auf dem Indernet also als Vorwurf verstanden. Die so Bezeichneten wehrten sich gegen die Zuschreibung und versicherten, keine radikalen Ansichten zu haben und Gewalt zu verabscheuen. Eindeutig gewalttätige Posts gab es auf dem Indernet selten. Offen zu seinen hindunationalistischen Verbindungen stand Indischer Kämpfer. Er schrieb wiederholt in den Foren darüber. In einer von Proud gestarteten Diskussion darüber, ob in Deutschland eine hinduistische Lobby gebraucht werde, führte er 2005 aus:

»Es gibt ja schon einige ähnliche Formationen/Organisationen, obwohl man nicht wirklich sagen kann, dass es Lobbys sind! Zum Beispiel Siva Sangh, bei deren Jugendseminar IndiaFirst und ich waren! Diese Gruppe ist sehr engagiert, besonders den Jugendlichen im Ausland eine Option zu bieten, den Hinduismus auszuleben!«

Auf diesen Post bekam Indischer Kämpfer sowohl interessierte als auch kritische Nachfragen und ging mit beiden souverän um. Er gab auch weitere Informationen über das Jugendseminar, das in der Nähe von Bonn stattgefunden hatte:

»Bei dem letzten Seminar haben wir knapp 30 € bezahlt, dafür hatten wir aber auch Unterkunft und Verpflegung für drei Tage! Es war ein Treffen, wo wir die Möglichkeit hatten, andere Interessierte zu treffen und mit ihnen zu diskutieren. Es wurden auch große Diskussionen mit der Leitung durchgeführt! Es waren auch ältere Leute anwesend, an die man sich immer wenden konnte! Es gab auch ein Angebot an körperlichen Aktivitäten: zum Beispiel konnte man traditionelle indische Spiele spielen oder indische Kampfkunst ausprobieren! Es fanden natürlich

auch Pujas und gemeinsame Gebete statt! Naja, das war jetzt eine kleine Zusammenfassung, ich fand es jedenfalls sehr gut!«

Seminare für Kinder und Jugendliche sind Teil der VHP-Aktivitäten gerade unter indischen Migrant_innen in westlichen Industrieländern. Mathew und Prashad (2000, 521) argumentieren, dass viele Migrant_innen in den USA Angst davor haben, dass ihre Kinder amerikanisieren und nach Möglichkeiten suchen, um ihre Kinder an Indien und indische Traditionen heranzuführen. Hindunationalistische Internetangebote, Kinder- und Jugendgruppen sowie Sommer-Camps machen dabei sowohl Eltern wie Kindern ansprechende Angebote. Den Eltern geben sie Antworten für ihre Kinder, die ihnen fehlen (vgl. ebd., 523; Rajagopal 2000, 473). Den Kindern bieten sie einfache und klare Angebote, indisch zu sein (vgl. Mathew und Prashad 2000, 521) und sich dabei überlegen zu fühlen (vgl. Rajagopal 2000, 474). Allerdings beschreibt Rajagopal (ebd. 477, 483-484) auch, dass die zweite Generation sich mit dem Hindu-Rechtsextremismus unwohl fühlt und die Sommer-Camps daher einen moderaten Ansatz haben. Dechs (1999, 78-87) Beschreibungen von durch die VHP in Deutschland angebotene Mädchen- und Jungengruppen sowie Jugendcamps zeigen, dass diese nicht ausschließlich kulturelle bzw. religiöse Inhalte vermittelten, sondern auch immer die hindunationalistische Ideologie. Die Veranstaltungen schienen dabei hierarchisch organisiert und darauf ausgerichtet, Disziplin und Gemeinschaftsgeist zu fördern. Wie aus den Beiträgen von Indischer Kämpfer deutlich wird, stärkten die Camps eine spezifische Hindu-Identität in Deutschland und vermittelten Argumentationen, um sich und anderen die Welt und den Hinduismus zu erklären. Dies wird 2006 auch deutlich in einem Post von Indischer Kämpfer in einer Diskussion zu »Indien/Pakistan«: »@X: Hindus sind Hindus, das lernst du als erstes in einem RSS Camp!« Und etwas später im gleichen Thread:

»@Z: Tut mir leid, ich versteh leider nicht ganz was du mir mitteilen willst? Dass Hindus nicht alle gleich sind? Das stimmt auf ihre Ausübung der Religion bezogen! Aber doch nicht auf ihren Wert als Hindu. Mein Kommentar war nämlich direkt auf X und seine dummen Aussagen bezogen. Er ist derjenige der versucht, den Standpunkt der RSS zu vertreten! Die RSS sieht aber keinen Unterschied zwischen Afghan Hindus und indischen Hindus und sonst irgendwelchen Hindus! Sie sehen auch die Sikhs als ihre Brüder. Ich war selbst in einem HSS Camp (europäischer Ableger der RSS), wo ich das mit eigenen Augen gesehen hab. Also glaub ich schon, dass ich weiß, wovon ich rede.«

Mit seiner Teilnahme am HSS Camp legitimierte Indischer Kämpfer immer wieder seine Aussagen und machte dies recht eloquent. Damit produzierte er in der Regel sowohl Widerstand als auch Zustimmung. Seine Zugehörigkeit zum Indernet

wurde aber nie in Frage gestellt. Vom Redakteur Samir erfuhr ich beim Interview, dass sich die RSS mit einer Kooperationsanfrage an die Redaktion gewandt hatte:

»Wir versuchen die national rechts gerichteten, wobei nicht nur rechts, sondern eigentlich auch links gerichteten Beiträge, die eindeutig Stellung beziehen, nicht zu bringen. Wir hatten zum Beispiel, ich weiß nicht, ob dir das schon jemand erzählt hat, wir hatten eine Anfrage für eine Kooperation von der RSS. Deutsches oder europäisches Amt von der RSS und denen haben wir gesagt, ›machen wir nicht‹.«

Aufgrund ihrer politischen Ausrichtung in Indien war die RSS für die Redaktion kein akzeptabler Kooperationspartner. In der redaktionellen Rubrik »Land und Leute« war sie allerdings zusammen mit der VHP, der BJP und anderen indischen Parteien verlinkt. Zudem war es Samir wichtig zu betonen, dass die Abgrenzung nicht nur gegenüber rechten, sondern auch linken politischen Aussagen erfolgte. In dieser Gleichsetzung kommt weniger eine Vorsicht gegenüber dem Hindu-Nationalismus zum Ausdruck als der Versuch, das Indernet als unpolitisch zu positionieren (vgl. Goel 2008a, 219–220). Samir hatte allerdings ein Gespür für hindu-nationalistische Positionen. Die Kooperationsanfrage kam von einer Organisation, die ihnen nicht bekannt war:

»Das war auch nicht so offensichtlich bei der Anfrage. Ich weiß nicht mehr, welcher Name das war. Aber ich habe dann erst mal, weil ich hatte irgendwie ein komisches Gefühl, war dann auch auf der Webseite ein bisschen recherchieren. Da habe ich dann gesehen, alles klar: RSS. Da habe ich dann die Redaktion informiert und wir haben gesagt, ›nein ist nicht‹.«

Die Kooperationsanfrage der RSS an das Indernet mag ein Versuch gewesen sein, sich auch im deutschsprachigen Internet besser zu vernetzen. Rai (1995), Lal (1999), Rajagopal (2000, 484–486) sowie Brosius (2004) beschreiben, wie Hindu-Nationalist_innen (US-amerikanische) virtuelle Räume nutzen, um ihre Ideologie zu verbreiten und eine diasporische Hindu-Identität zu fördern. Dabei propagieren sie offen Gewalt (vgl. Brosius 2004). Im deutschsprachigen Raum haben die Vertretungen des Sangh Parivar durch die Zerstörung der Babri Moschee in Ayodhya viel Unterstützung verloren und treten nicht mehr so offen auf (vgl. Dessai 1993). Dech (1999, 53–104) zeigt allerdings, dass sie weiter aktiv sind, weiter Zulauf haben und die Verstrickungen in Gewalttaten nicht allgemein bekannt sind bzw. nicht als problematisch angesehen werden.²²

22 Bei meiner Feldforschung zu einem anderen Thema begegnete mir 2019 in einer WhatsApp-Gruppe Werbung für ein HSS-Camp. Als ich das problematisierte, verteidigten Teilnehmende von vergangenen Camps diese als unproblematisch. Der Moderator akzeptierte diese Ein-

Das Indernet unterschied sich erheblich von hindunationalistischen virtuellen Räumen. Zu Religion gab es keine eigene Rubrik. Das Thema wurde in der Rubrik »Kultur und Gesellschaft« behandelt. Es gab Artikel zum Hinduismus, Islam, Sikhismus und indischen bzw. hinduistischen Festen. Dabei waren diese eher distanziert beschreibend und weit entfernt von der hindunationalistischen Interpretation des Hinduismus. In der Rubrik »Nachrichten und Medien« (vgl. 2.2.2) fanden sich Artikel zu einer Mischung aus hoher Politik und Konflikten sowie Vermischtem und Kuriosem, dazu gehörten auch nicht-wertende Beiträge zu Pakistan. In mehreren Artikeln wurde kommunalistische Gewalt aus Kreisen des Sangh Parivar kritisiert. So verurteilte der Politik-Redakteur in seinem Jahresrückblick für das Jahr 2002 die anti-muslimische Gewalt in Gujarat und explizit die Rolle des BJP-Politikers Narendra Modi (vgl. Varadarajan 2002). Die Redaktion veröffentlichte 2002 einen kritischen Leserartikel über hindunationalistische Gewalt sowie 2003 einen Bericht über eine von mir organisierte Konferenz zu Hindu-Nationalismus in Berlin.

Vor diesem Hintergrund ist es verständlich, dass der Redakteur Samir meiner Einschätzung widersprach, dass das Indernet Raum für hindunationalistische Einstellungen bot (vgl. Prolog 3). Meine Belege waren ihm zu dürftig. Weder unkritische Artikel über Ayodhya oder Subhas Chandra Bose noch das Fördern der Nationalsprache Hindi ließ er als Zeichen einer politischen Einordnung gelten. Ich war mir dabei weniger sicher, denn neben Samir propagierte dies vor allem der in hindunationalistischer Ideologie geschulte Bharat²³. Er tat dies nicht nur in Artikeln und Diskussionsbeiträgen, sondern durch sein Eintreten für die symbolische Hindi-Version des Indernets. Bharat erklärte, dass diese zwar kaum Besuchende und Inhalte hatte, sie ihm aber trotzdem wichtig war: »Es ist natürlich auch ein Zeichen. Ich finde es sehr wichtig, dass es wenigstens eine gibt, um dieses Zeichen zu setzen: Indien hat auch eine eigene Sprache und das ist Hindi.« Durch dieses Zeichen wurde das Indernet nicht zu einer hindunationalistischen Seite. Es öffnete mir aber den Blick dafür, dass politische Botschaften auch auf der Ebene der Struktur und des Designs der Seite enthalten waren und vermittelt werden konnten. Dies wiederum war problematisch, wenn die Mehrheit der Redaktion und Nutzenden sich nicht mit hindunationalistischer Rhetorik auskannte

schätzung. Der Rest der Gruppe, zu denen auch ehemalige Indernet-Nutzende gehörten, äußerte sich nicht.

- 23 Hindu-Nationalist_innen fordern eine Stärkung der Nationalsprache Hindi. Nach der Wahl 2014 war eine der ersten Meldungen, dass indische Diplomat_innen Hindi anstatt Englisch nutzen werden (vgl. <http://timesofindia.indiatimes.com/india/Hindi-may-be-the-newlingua-franca-of-Indian-diplomacy/articleshow/36112447.cms> (17.06.14)). Im Juni 2014 diskutierte Rita Kothari auf dem Blog Kafila die symbolische Aufladung von Hindi als Nationalsprache (vgl. [http://kafila.org/2014/06/26/the-hindi-imbroglio-videshi-nationalism-rita-kothari/\(26.06.14\)](http://kafila.org/2014/06/26/the-hindi-imbroglio-videshi-nationalism-rita-kothari/(26.06.14))).

und damit verdeckte Botschaften (ob nun in Artikeln, Diskussionsbeiträgen, Aufbau oder Design der Seite) nicht erkennen konnte. So erklärte Devraj, der sich gegen Hindu-Nationalismus aussprach: »Ich habe mich mit Hindu-Nationalismus eigentlich noch nie so intensiv auseinandergesetzt. Der Punkt ist immer, sobald das in eine gewisse Richtung geht, die gewalttätig ist, halte ich ihn nicht für gut, auf keinen Fall.« Damit stimmte er mit Bharat überein, der ansonsten hindunationalistische Ideen begrüßte, und Anirban, der den BJP-Regierungschef Atal Bihari Vajpayee gut fand (und dessen Stellvertreter L.K. Advani für einen »zweiten Hitler« hielt). Offene Gewaltaufrufe oder -verherrlichung wurden auf dem Indernet nicht geduldet. Verdecktere Rechtfertigungen von Ausgrenzung (und damit letztendlich auch Gewalt) wurden nicht als problematisch angesehen, entweder aus politischer Überzeugung oder aus politischer Unbedarftheit. Verstrickungen in Gewalt standen nicht im Fokus und wurden tendenziell verharmlost, wie von Anirban als er über die Vajpayee-Regierung sprach:

»Das Einzige, was in einzelnen Teilen Indiens jetzt schlechter wird, ist die kommunale Gewalt gegen die religiösen Minderheiten. Das ist, glaube ich, auch ein Problem. Ich hoffe das reinigt sich von selber, aber ich glaube nicht, dass die Regierung dafür verantwortlich ist, sondern eher die lokalen Regierungen, dass die volksverhetzend oder religionsverhetzend wirken.«

Anirban benannte zwar zunehmende kommunalistische Gewalt als Problem, sah sie aber nicht als besonders gravierend. Vor diesem Hintergrund der Verharmlosung war es nur konsequent, dass hindunationalistische Beiträge in den interaktiven Foren nicht sanktioniert wurden. Beiträge zu Ayodhya, Subhas Chandra Bose, Atal Behari Vajpayee etc. wurden ohne eine kritische Auseinandersetzung mit den jeweiligen Verstrickungen in ausgrenzende Politiken und Gewalt veröffentlicht. So wurden vor den indischen Wahlen im Jahr 2014 Beiträge zum BJP-Kandidaten Narendra Modi publiziert, die sich nicht mit dessen Verstrickungen in die Pogrome in Gujarat beschäftigten, sondern sich vor allem auf seine wirtschaftlichen Erfolge konzentrierten. Dabei hatte Anirban mir 2004 zur Entlastung der Vajpayee-Regierung erklärt: »Vajpayee oder die Zentralregierung sind auf keinem Fall verantwortlich, sondern die lokale Regierung unter Modi. Da würde ich eher die Verantwortung setzen.« In der Wahlberichterstattung 2013/14 war von dieser Kritik nichts mehr zu merken. Modi wurde nun wie zuvor Vajpayee als Politiker wie alle anderen beschrieben, in den Hoffnung gesetzt werden konnte. Protest gegen diese Darstellung kam – soweit ich das überblicken konnte – nur von mir. Bharat hinterfragte, ob Modi wirklich wirtschaftlichen Fortschritt bringen würde, sah aber (wie die wenigen anderen Postenden) kein Problem in dessen Verstrickungen in die Pogrome. Ein Artikel zu Modis Wahl zum Premierminister im Sommer 2014 erwähnte, dass es »auch zahlreiche Kontroversen [gab], die ihm international kein gutes Ansehen bescherten« und konkretisierte diese mit »Gewalttätigkeiten zwi-

schen Hindus und Moslems im Jahre 2002 [...], bei denen in Gujarat 254 Hindus und 790 Moslems starben«. Die Wortwahl Kontroversen, der Verweis auf den internationalen Ruf und die Suggestion, dass es nicht um Pogrome gegen Muslim_innen, sondern um Gewalttätigkeiten zwischen Muslim_innen und Hindus ging, wirkten auch in diesem Artikel verharmlosend.

1.4.9. GreenCard-Inder und Pizza-Punjabis

Die Nutzenden und Redakteur_innen des Indernets wurden in Deutschland auf Konflikte in Indien angesprochen. Eine Redakteur_in nahm dies im Herbst 2003 als Aufhänger zu einem Kommentar mit dem Titel »Toleranz ein Wunschdenken?«. Sie beschrieb darin ihre Antwort auf solche Nachfragen:

»Friedliches und unvoreingenommenes Miteinander fernab von Gewalt und Hass seien die Grundprinzipien des indischen Zusammenlebens. Der Sog der – meist religiösen – fundamentalistischen Führer würde hauptsächlich einfache und ungebildete Menschen vereinnahmen und vergiften. Besonders die sogenannte aufgeklärte Oberschicht – erst recht die zweite Generation der in Deutschland lebenden Südasiaten – seien gegen die populistischen Parolen der Demagogen in Indien immun und gälten als Beispiel für ein Zusammenleben voller Toleranz und Verständnis.«

Im weiteren Kommentar stellte die Redakteur_in dann in Frage, ob die Inder_innen in Deutschland wirklich so tolerant seien, wie sie immer dachte. Mich interessiert dieses Zitat hier aber aus einem anderen Grund. In ihm steckt ein Aspekt der Selbstdarstellung, der schon im Abschnitt über Integration deutlich wurde: Klassismus. Mit Klassismus bezeichne ich das Machtverhältnis, das unterschiedliche Rechte, Privilegien und Marginalisierungen auf der Basis von (konstruiertem) Klassenstatus rechtfertigt (vgl. Kemper und Weinbach 2009). Dabei geht es nicht nur darum, dass diejenigen, die als Angehörige der Mittel- und Oberschicht angesehen werden, über mehr ökonomische Ressourcen verfügen als jene, die der Unterschicht bzw. Hartz IV zugeschrieben werden, sondern auch darum, dass der Klassenstatus mit unterschiedlichen Mentalitäten, Begabungen und letztendlich dem Wert der jeweils zugeschriebenen Individuen verbunden wird. Jene, die sich der Mittel- bzw. Oberschicht zugehörig fühlen, gehen davon aus, dass sie sich diesen Status verdient haben und andere ihn auch erreichen könnten, wenn sie sich anstrengen würden bzw. die notwendigen Talente hätten. Sie behaupten, dass sie gebildeter, vernünftiger, politisch überlegter etc. seien als jene aus der Unterschicht. Die Redakteur_in des Artikels zu Toleranz übernahm dieses Motiv. Religiöser Fundamentalismus und Intoleranz wurden als Problem der Unterschicht definiert, während die Oberschicht als ungefährdet von solchen politischen Ansichten konstruiert wurde. Die zweite Generation in Deutschland wurde dabei in der Ober-

schicht, also bei den Guten, verortet. Diese Einordnung passt zur Konstruktion der Migrant_innen aus Indien als Modellminderheit, die aufgrund ihrer hohen Bildung und beruflichen Engagements so erfolgreich und gut integriert sei. Inder_innen in Deutschland werden durch Medien wie das Indernet als akademische, beruflich erfolgreiche Mitglieder der Mittelklasse dargestellt (vgl. Skop 2014, 85). Das Indernet stärkte diesen Eindruck, indem der Fokus der Berichterstattung auf erfolgreichen Persönlichkeiten, Unternehmen und Organisationen lag. Der Wirtschaftsredakteur erzählte, dass er zu Wirtschaftsveranstaltungen wie der Internationalen Automobil-Ausstellung gehen würde und nach indischen Firmen suche:

»Habe dann geguckt, welche Firmen sind da, welche Stände sind da, ob man die interviewen kann. Was die hier zur deutschen Wirtschaft sagen können, wie sie sich etablieren. Wir haben auch Firmeninterviews gehabt oder andere indische Leute interviewt, die auf Manager-Level sind, wie die das Ganze sehen, was die als nächstes machen wollen. Also Vodafone, da ist der Chef Inder. Wir haben auch in Hannover auf der Cebit ein Interview gehabt mit den Leuten. Das war so, dass man schaut, wer sitzt denn da. Da war zum Beispiel auch ein Interview mit Josef Winkler, der ist Mitglied des Bundestages. Dass man da mal guckt, es gibt Inder, die jetzt auch mal in höheren Posten in Deutschland sind, bzw. dann auch mal Chefs von Firmen, die auch hier vertreten sind.«

Indische Migrant_innen wurden zudem von anderen Migrant_innen differenziert. Samir erklärte, dass die afghanischen Partyveranstalter einen schlechten Ruf hätten, weil Afghanen häufig in Schlägereien verwickelt seien und einer anderen sozialen Klasse als die »Durchschnitts-Inder« entstammten. Einer der afghanischen Partyveranstalter hingegen erzählte:

»Es ist nun mal so, dass Orientalen oder alles das, was mit Orientalen zu hat, und man kann die Inder miteinschließen, dass es da schon Probleme gibt, was die Sicherheit betrifft. Wenn man zu viel getrunken hat, dann geht es ab. Es ist so, dass viele männliche, jugendliche Leute, die neu nach Deutschland gekommen sind und irgendwie in Restaurants arbeiten oder was weiß ich. Es gibt auch bestimmte Regeln, wenn du ausgehst, wenn du mal im Restaurant sitzt, du kannst dich nicht einfach so benehmen, wie du gerade willst, du passt dich automatisch an und diese Kommunikation, die funktioniert bei vielen männlichen Indern nicht.«

Dieser Partyveranstalter kulturalisierte aggressives Verhalten und schloss dabei Inder (bzw. Punjabis) explizit ein. Wie Samir machte er zudem eine Klassenzuordnung. Es ging in seiner Beschreibung nicht um jene, die in Deutschland aufgewachsen waren, es ging auch nicht um die hochqualifizierten Zuwanderer, sondern um jene, die prekäre Arbeit in der Gastronomie ausübten (vgl. Goel 2014b). Prince, ein anderer Partyveranstalter, benannte als Problemgruppen neben Punjabis und Afghanis auch Tamilen und »Asylanten«, die aus anderen Milieus kä-

men, nicht richtig Deutsch könnten und anders als die zweite Generation Inder_innen seien. Er bezeichnete sie als »Asoziale«. Diese Zusammenstellung von natio-ethno-kulturellen Gruppen war nicht zufällig und nicht primär eine natio-ethno-kulturelle. Die Interviewten beschrieben vielmehr Menschen, die als Asylbewerber oder einfache Arbeitsmigrant_innen nach (West-)Deutschland gekommen waren. Viele hatten Anfang der 2000er Jahre noch einen prekären Aufenthaltstitel und nur zu schlecht bezahlten Arbeitsplätzen Zugang. Von diesen grenzten sich die Kinder der etablierten indischen Migrant_innen (und jene, die einer prekären Herkunft durch Erfolg zu entfliehen hofften) ab und erklärten sie zu Anderen. Prasad und Goel (2012, 183-184) führen aus, dass Gemeinschaftsbildung unter indischen Migrant_innen meist sehr schicht-homogen erfolgte und die Migrant_innen der Mittelschicht meist nicht thematisierten, wie ihnen ihr Klassenstatus geholfen hatte (vgl. Jain 2012, 166-167). Aufgrund dieser geschlossenen Kreise hatten viele Redakteur_innen des Indernets ein sehr einseitiges Bild von indischen Migrant_innen. Bharat erklärte:

»Das war vielleicht auch so ein falsches Bild, was man so hat. Irgendwie bin ich davon ausgegangen, dass die Inder eine ziemlich angepasste Ausländergruppe oder ethnische Gruppe in Deutschland sind. Alle Inder, die ich früher kannte, sind aufs Gymnasium gegangen, haben studiert. Nicht, dass jetzt jemand, der aufs Gymnasium geht, besser ist als jemand, der auf die Hauptschule geht. Aber es ist ja meistens so, dass man sozial doch geprägt ist. Dass man, wenn man auf der Hauptschule ist, dann mehr so kriminell und oder – ich will jetzt nicht pauschalisieren – eher so untere soziale Schicht ist.«

Bharat hatte eine klassistische Weltsicht. In seiner Unterscheidung von Gymnasiast_innen und Hauptschüler_innen verortete er Letztere nicht nur in der Unterschicht, sondern schrieb ihnen auch eine kriminelle Prägung zu. Als er auf dem Iternet auf Nutzende traf, die in einem Stil kommunizierten, den er der Unterschicht zuschrieb, war Bharat irritiert:

»Irgendwie widerspricht sich mein Bild aber total mit dem, was im Gästebuch zum Ausdruck gebracht wurde: Beleidigungen und diese Gangsta-Kultur. Obwohl andererseits, wenn man die Leute fragt, was sie denn so machen, sagen sie alle, ich studiere Medizin. Es ist ein bisschen komisch. Da ist irgendwie nicht so eine selbstbewusste anspruchsvollere Kultur entstanden.«

Bharat hatte einen bestimmten Habitus erwartet und wurde enttäuscht. Das Iternet befriedigte sein Bedürfnis nach Austausch mit Gleichen und der Förderung des Indischen nur zum Teil. Mich irritierte der Umgangston weniger. Er schien mir sowohl altersgemäß wie internetspezifisch. Allerdings merkte ich bei der Auseinandersetzung mit Klassismus, dass auch ich automatisch davon ausgegangen war, dass die Nutzenden aus der Mittelklasse kamen und einen mir vertrauten Bil-

dungsweg eingeschlagen hatten (vgl. Goel 2014b). Meine Standardannahme war, dass fast alle Kinder von indischen Migrant_innen studierten. Dieses Bild der zweiten Generation hatte sich bei Jugendseminaren und in meinen Netzwerken gebildet (vgl. Goel et al. 2012b, 17). Dass ich bei meinen Interviews auf etliche Redakteur_innen und Nutzende traf, die kein Studium anstrebten, die eine Ausbildung machten oder jobbten, fiel für mich unter Ausnahmen, die die Regel bestätigten. Ich recherchierte nicht weiter, ob meine Annahmen in Frage zu stellen seien. Ich konzentrierte mich mehr darauf, wie Migrant_innen aus Indien und ihre Kinder darauf bedacht waren ihren Klassenstatus zu wahren bzw. zu erhöhen und ihn zur Abgrenzung gegenüber weniger Erfolgreichen nutzten. Hierzu passte, was Neha über die Gemeinschaft der Malayalis erzählte:

»Man muss nicht mal lesbisch sein, um anders zu sein. Es reicht auch ein burschikoses Mädchen zu sein oder ein wildes Mädchen oder ein kurzhaariges Mädchen oder ein erfolgloses Mädchen. Das wäre auch schon ein Klischee, was wir Gott sei Dank nicht so erfüllt haben, aber auch das hätte schon gereicht. Das erinnert mich daran, dass ich eine Freundin hatte, die Einzige, die ich jemals kennengelernt hatte, die auf der Realschule war. Das war unfassbar, die werde ich nie vergessen.«

Neha beschrieb, dass sie in der Malayali-Gemeinschaft einem hohen Anpassungsdruck ausgesetzt war. Es gab sehr genaue Vorstellungen darüber, wie sich die Kinder und Jugendlichen zu verhalten hatten. Diese waren zum Teil vergeschlechtlicht und zum anderen auf Bildung und Karriere ausgerichtet. Während Neha und ihre Schwester den Geschlechternormen nicht entsprachen und dafür gemäßregelt wurden, fielen sie – zu ihrer eigenen Entlastung – nicht aus der Bildungsnorm. Das einzige Mädchen, das nicht auf ein Gymnasium ging, blieb Neha als außerordentliche Ausnahme im Gedächtnis. Die dominante Normannahme, dass alle studieren, war möglicherweise auch ein Grund, warum andere Bildungswege auf dem Indernet wenig zum Thema gemacht wurden. Solange sich die Nutzenden und Redakteur_innen nicht als Nicht-Gymnasiast_innen und Nicht-Studierende outeten, konnten sie davon ausgehen, dass die anderen sie für bildungserfolgreich halten würden. Der angenommene gleiche Klassenstatus gehörte zu den impliziten Vorstellungen, die selten bewusst wurden. So stolperte Devleena im Interview darüber, als sie erklären wollte, warum das Indernet erfolgreich sei:

»Weil, sie sagen die ganze Zeit, dass es für deutschstämmige Migrantenkinder und für GreenCard-Leute ist. Wobei mich dann ehrlich gesagt, wenn ich genauer darüber nachdenke, ärgert es mich, dass sie sagen, nur für GreenCard-Inder und nicht für Pizza-Punjabis oder so. Da habe ich noch gar nicht so drüber nachgedacht eigentlich und das finde ich auch wieder ein bisschen komisch.«

Erst im Interview wurde ihr deutlich, dass einfache Arbeitsmigrant_innen in prekären Arbeitsverhältnissen nicht zur Zielgruppe gehörten. Sie fügte eine Erzäh-

lung an, wie sie sich auf indischen Partys von indischen Migranten als Frau unangenehm angesprochen fühlte und sich in einem Dilemma sah, wie sie damit umgehen sollte (vgl. Goel 2014b). Dabei sprach sie nicht eindeutig aus, welche Migranten sie meinte, aus dem Kontext bekam ich aber den Eindruck, dass sie über »Pizza-Punjabis oder so« sprach.

Collins (2004, 113) stellt für die USA fest, dass einige asiatischen Gruppen als Modellminderheiten angesehen werden, nicht nur, weil sie bildungsorientiert und unternehmerisch sind, sondern weil sie an den Staat keine Forderungen stellen. Im deutschen Kontext schien die Unabhängigkeit von staatlichen Transferleistungen und der Status als Modellminderheit für die Redakteur_innen und Nutzenden des Indernets ein Aspekt der Besonderheit der indischen Migrant_innen. Diese Behauptung konnte aber nur aufrecht gehalten werden, indem (ökonomisch) nicht-erfolgreiche Migrant_innen aus Indien aus dem Konstrukt der indischen Community ausgeblendet wurden.

1.4.10. Gute und schlechte Migranten

Um als Modellminderheit, wertvoller Teil der Gesellschaft und gut integriert gelten zu können, nahmen etliche der Interviewten nicht nur eine Abgrenzung von den Punjabis vor, sondern grenzten sich auch von anderen Gruppen von Migrant_innen ab. Wie in der Diskussion zu Integration gezeigt wurde, erfolgte eine Abgrenzung vor allem gegenüber jenen, die als Türk_innen kategorisiert wurden. Diese galten als unintegriert, in Ghettos lebend und Grund für den schlechten Ruf von Migrant_innen. Bozdag (2013, 168) stellt ähnliche Abgrenzungen auf marokkanischen Diaspora-Webseiten fest. Auch dort betonen Nutzende, dass sie anders seien als Türk_innen und diese für den schlechten Ruf von Muslim_innen verantwortlich seien. Die Abgrenzung von Türk_innen ist damit nicht nur Teil von anti-muslimischem Rassismus. Türk_innen stehen in der Hierarchie von Abwertungen in Deutschland offensichtlich weit unten. Die Differenzierung von guten und schlechten Migrant_innen fand sich auch im Iternet-Forum wiederholt. So schrieb Suuper 2005 in einer Forumdiskussion:

»Richtige« und wenige Ausländer in einem Land schüren weniger Hass. Aber so, schau dir doch mal die Türkenghettos und Russenviertel hier an! Noch dazu beherrscht von ihnen, die sich als Möchtegern-Mafioso sehen, als Gangster, jeden dumm anmachen, der ihnen in die Quere kommt. Klar, dass es somit Inländer gibt, die so was nicht gerne sehen.«

Zu viele, falsche und tendenziell kriminelle Migrant_innen sah Suuper dafür verantwortlich, dass es Hass gegen Migrant_innen gab. Interessant ist, dass si_er im Gegensatz zu den »Ausländern« von »Inländern« und nicht von Deutschen spricht. Möglicherweise reiht si_er sich selbst in die Reihe der Inländer_innen ein, die die

falschen Migrant_innen nicht gerne sehen. Auch Bharat konstruierte andere Migrant_innen, spezifisch muslimische, als Gegensatz zu den erfolgreichen Inder_innen. So schrieb er Ende 2000 in einer Diskussion zum Verhältnis von Hindus und Muslim_innen in Indien:

»Der Islam ist eine den Fortschritt eher hemmende Religion. Muslims in Deutschland (z.B. die Türken) haben auch nicht gerade viel auf die Beine gestellt. So gibt es ja z.B. indische Bürgermeister in Deutschland, aber keine türkischen.«

Die Überlegenheit der Inder_innen gegenüber anderen Migrant_innen fand sich auch in anderen Aussagen. Proud schrieb 2005 in einer Diskussion: »Ich finde es so diskriminierend, immer von allen als Türke angesehen zu werden«. Grace erklärte mir im Interview, warum ihr das Indernet gefiel: »Dadurch, dass die Inder nicht wie Ausländer sind in Deutschland, die so typisch sind, wie so, sag ich jetzt mal, Türken, Italiener oder Jugoslawen, fand ich das gut.« Abgrenzungen erfolgten nicht nur gegenüber Muslim_innen sondern gegenüber den als Gastarbeiter_innen angeworbenen und anderen stark marginalisierten Gruppen. Die Inder_innen wurden als anders und besser angesehen und wollten so auch wahrgenommen werden. So ging es Proud sicher nicht nur darum, dass er falsch zugeordnet wurde, sondern dass er als Modellminderheits-Inder wahrgenommen werden wollte.

Thattamannil (2012, 177-178) kritisierte eine Teile- und-Herrsche-Strategie bei indischen Migrant_innen und ihren Kindern. Die koloniale Herkunft dieser Strategie hat bereits Mysorekar (1993) beschrieben und dabei dargestellt, wie Menschen aus Südasien von der Kolonialmacht als Puffer zwischen den Herrschenden und anderen Kolonialisierten genutzt wurden. Die Abgrenzung zwischen Inder_innen und anderen Marginalisierten hat damit schon eine längere Geschichte und wurde zur Stabilisierung der Kolonialmacht genutzt. Sowohl Thattamannil (2012) als auch Mysorekar (1993) plädieren dafür, sich dagegen zu wehren, sich solidarisch mit anderen Ausgegrenzten zu zeigen und so die herrschenden Machtverhältnisse zu bekämpfen. Individuell kann es allerdings eine erfolgversprechende Entscheidung sein, bei der Differenzierung mitzumachen. So beschreibt Riegel (2003, 63), wie sich junge Christinnen gegenüber Musliminnen abgrenzen, um als emanzipiert zu gelten. Prasad und Goel (2012, 188) stellen fest, dass es kaum eine bessere Möglichkeit der Integration gebe, als bei der Ausgrenzung von Muslim_innen mitzumachen.

Der virtuelle Raum hatte bei der Sonderstellung der Inder_innen eine besondere Bedeutung. Nakamura (2002, 22) argumentiert, dass südasiatische Computer-expert_innen als exemplarische IT-Fachleute konstruiert werden, die zur Lösung von Problemen genutzt werden könnten. Sie sind damit nicht nur Teil einer Modellminderheit, sondern dienen auch als Ressource für die globalisierte Ökonomie (vgl. ebd. 25). Vor diesem Hintergrund war es kein Wunder, dass sich viele der Interviewten mit Computer-Inder_innen gleichsetzen ließen, sich aber von Piz-za-

Punjabis abgrenzen wollten. Rassismen und Klassismen der Kinder von indischen Migrant_innen verbanden sich mit dem Wunsch, in der Verwertungslogik des Integrationsdiskurses erfolgreich zu sein, und führten so zu einer Abwendung und Abwertung von anderen Migrant_innen. Da die Differenzierung zwischen guten und schlechten Migrant_innen wiederholt an unterschiedlichen Orten im Indernet auftauchte, konnten sich auf dem Indernet nur jene fraglos zugehörig fühlen, die sich selber zu den guten Migrant_innen (oder zu den Nicht-Migrant_innen) zählten.

1.4.11. Fazit: (Un)Eindeutigkeiten

Einen Raum der natio-ethno-kulturell Gleichen herzustellen ist nicht einfach, denn es ist alles andere als klar, wer zu den natio-ethno-kulturell Gleichen gehört. Die Gleichen müssen erst als Gleiche konstruiert werden, damit sie sich auch als solche empfinden können. Auf dem Indernet waren diese Gleichen durch die fiktive Standard-Nutzer/in bestimmt. Dabei war dieser Referenzpunkt notwendigerweise unklar in seiner genauen Ausgestaltung und variabel in seinen Ausprägungen. Nur durch diese Diffusität konnten Nutzende sich ihm aus unterschiedlichen Positionierungen verbunden und sich unter Gleichen wahrnehmen. Gleichzeitig war die Figur der Standard-Nutzer/in keine beliebige und nicht alle konnten sich zugehörig fühlen. Das Indernet war nicht primär ein rassismuskritischer Raum, der natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeitsordnungen grundsätzlich in Frage stellte. Es war eher ein Raum, in dem innerhalb der Norm der eindeutigen natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit ein Platz für die natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen mit Zugehörigkeitskontexten Deutschland (sowie der Schweiz und Österreich) und Indien geschaffen werden sollte.

Auf dem Indernet ließen sich Bemühungen feststellen, die eigene Zugehörigkeit eindeutig zu klären. Dominant waren dabei Versuche, sich als essentiell indisch zu definieren. In sich konsistent konnte dies aber nicht erfolgen. Sich darauf zu berufen, genetisch von Inder_innen abzustammen und mit den kulturellen Praktiken vertraut zu sein, führte nicht unbedingt dazu, als gleich anerkannt zu werden. Auch die Vorstellung, was Indien bedeutete, war diffus und höchst unterschiedlich. Insbesondere von der Redaktion gab es Bemühungen, eine pan-indische Plattform ohne regionale Aufspaltungen zu schaffen. Zudem wurde von vielen Redakteur_innen der gesamte indische Sub-Kontinent als Indien verstanden. So ermöglichte das Indernet auch natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen mit verschiedenen Zugehörigkeitskontexten in Südasien ein Gefühl der Zugehörigkeit. Gleichzeitig reproduzierte diese Form der Inklusivität Ausgrenzungsmechanismen der indischen Dominanzgesellschaft und der dominanten Position Indiens in Südasien. Ein patriotisches Bekenntnis zur imaginierten Herkunft Indiens ging tendenziell mit einer Abgrenzung von Pakistan und Muslim_innen einher. Damit wurden

sowohl Feindbilder aus Indien als auch aus Deutschland aufgenommen. So wurde der Nachweis der gut integrierten Modellminderheit in Deutschland über eine Abgrenzung von ungewollten Migrant_innen (insbesondere Muslim_innen und sozioökonomisch marginalisierten Migrant_innen) geführt.

Identitäten sind, wie Anthias (2009, 12) argumentiert, immer durch ihre Lokalisierung bestimmt. Im Fall des Indernets war dies nicht nur Deutschland und das Internet, sondern unter anderem auch die Klassenposition der Nutzenden. In und aus einem bestimmten Kontext und bestimmten Erfahrungen wird das Wir sowie die Anderen konstruiert (vgl. Anthias 2008, 8). Dabei geht die Annahme der Gemeinsamkeit innerhalb der Gemeinschaft mit der Abgrenzung gegenüber Anderen einher. Wie Cohen (1985, 12) ausführt ist die Grenze keine eindeutige, sondern eine vorgestellte, die unterschiedlich wahrgenommen und mit Bedeutung gefüllt wird. Dabei gewinnen laut Cohen (ebd. 50) die Darstellung sowohl von Gemeinschaft als auch von ihren Grenzen an Bedeutung, je mehr die Gemeinschaften und ihre Grenzen unklar und verschwommen werden. Das heißt, je mehr die nationethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen das Gefühl hatten, es sei unklar, wer Inder_innen (der zweiten Generation) waren, desto eher tauchte das Bedürfnis der genauen Definition auf. In Anlehnung an Rommelspacher (1998, 33) lässt sich zudem argumentieren, dass der Aufbau einer Gemeinschaft nicht dazu führte, dass sich die Nutzenden und die Redaktion mit diesem Erfolg zurücklehnen konnten. Stattdessen mussten sie sich anstrengen, das Erreichte zu bewahren und gegen die Ansprüche von Anderen zu verteidigen. Mecheril (2003, 194) weist darauf hin, dass die Teilhabe an einer Gemeinschaft ein normatives Einverständnis voraussetzt, das ungleiche Verhältnisse billigt. Fraglose Wirksamkeit kann nach Mecheril (ebd. 195) nur erlangt werden, wenn den vorherrschenden Dominanzverhältnissen zugestimmt wird. So verwundert es nicht, dass das virtuelle Zuhause ebenso prekär wie ausschließend ist und die Öffnung von einigen Grenzen mit der Stärkung von anderen einhergeht (vgl. Kuntsman 2009, 1-5).

Ausschlüsse aus der Gemeinschaft der Gleichen können dabei auf unterschiedliche Weisen erfolgen. Zum einen werden ex- oder implizit Kriterien für die Zugehörigkeit aufgestellt. Hierzu gehörten auf dem Indernet Vorstellungen davon, wer als Inder_in der zweiten Generation gelten konnte und damit zur primären Zielgruppe des Internetportals gehörte. Dies schloss zum einen all jene aus, die sich nicht als Inder_innen (der zweiten Generation) verstanden. Hierzu gehörten zum Beispiel viele, die sich als Pakistanis (der zweiten Generation) verstanden und eher Plattformen wie pak24 nutzten. Dieser Ausschluss war nicht problematisch, da diese Gruppe von Menschen gar nicht als zugehörig anerkannt werden wollte. Problematisch wurde es dort, wo Menschen sich zugehörig fühlten (wie Afghani, Adoptierte, Menschen mit geringem kulturellem Wissen über Indien, Muslim_innen sowie einige Pakistanis), ihre Zugehörigkeit aber nicht fraglos anerkannt oder sogar explizit abgelehnt wurde. Dabei waren die Grenzen der Zugehörigkeit nicht

eindeutig festgelegt, sie verschoben sich je nach Kontext und Akteur_in. Cohen (1985, 15) führt dazu aus, dass die Grenzen von Gemeinschaften zwar symbolisch geteilt werden (und Gemeinschaft so geschaffen wird), aber nicht alle sie mit der gleichen Bedeutung belegen. Die Wahrnehmungen der Grenzen werden erst in den Interaktionen konstituiert (vgl. ebd. 13).

Zum anderen werden bestimmte Umgangsweisen mit Gemeinschaft und Zugehörigkeit als Norm gesetzt. Gemeinschaft kommt immer auch mit Beschränkungen einher. Auf dem Indernet gehörte hierzu, dass natio-ethno-kulturelle Essenz und Nationalismus als selbstverständlich angesehen wurden. Diese Einstellung spiegelte sich sowohl in den redaktionellen wie interaktiven Beiträgen. Abweichende Meinungen kamen vereinzelt vor, erhielten aber kaum positive bzw. überhaupt Resonanz. Mit grundsätzlicher Kritik an natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeitsordnungen oder anderen machtkritischen Beiträgen konnten keine angeregten Diskussionen initiiert werden und eine Nutzer_in damit nicht Teil der Indernet-Gemeinschaft werden. Kritische Stimmen wurden zwar nicht entfernt, aber weitgehend ignoriert und damit sinnlos. Eine Gemeinschaft, in der man sich nicht ausdrücken kann bzw. in der die eigene Position unhörbar gemacht wird, verschafft kein positives Gefühl der Zugehörigkeit, wie Gajjala (2008, 43) feststellt. Für manche waren diese Ausschlüsse unproblematisch, andere reagierten auf sie, indem sie den virtuellen Raum verließen. Andere wiederum betraten das Indernet erst gar nicht, da sie nicht davon ausgingen, dass sie mit der politischen Ausrichtung einverstanden sein würden. So fühlten sich nicht alle, denen auf dem Indernet Zugehörigkeit aufgrund von natio-ethno-kulturellen Kriterien zugesprochen worden wäre, von diesem Angebot angesprochen.

Die Abwesenheit jener, die als nicht zugehörig konstruiert wurden, und jener, die die Konstruktionsmechanismen hinterfragten, zusammen mit einer Unschärfe darin, wer genau Inder_innen der zweiten Generation waren, ermöglichte es wiederum eine Gemeinschaft von Inder_innen der zweiten Generation zu imaginieren. Störende Stimmen wurden ausgeschlossen und Inkonsistenzen durch unklare Grenzen verdeckt. Die (Un)Eindeutigkeiten ermöglichten es vielen, sich einen Raum der Zugehörigkeit zu schaffen und grenzten einige von dieser Möglichkeit aus.